

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen.
frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark,
wöchentlich 25 Pf. Einzelne
Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark.
(Eingetragen im VIII. Nach-
trage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf.
Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr
Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-
Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Bimmerstraße 44.

Der Niedergang der Gewerkvereine.

„Max Hirsch sucht einen Wahlkreis!“ So antwortete man uns, als wir vor einiger Zeit den armen Harmonie doktor mit allen Zeichen der höchsten Verzweiflung im Reichstage umherrennen sahen und nach der Ursache dieser Verzweiflung fragten. Wir sahen, wie der „Anwalt“ der Gewerkvereine einem seiner politischen Freunde nach dem andern etwas begreiflich zu machen suchte, was ihn aber nicht gelang, und wie er kopfschüttelnd und hoffnungslos wieder abzog.

Max Hirsch wird von seinem alten Unglück verfolgt; sein Wahlkreis hat ihn satt. In keinem Wahlkreis ist dieser Politiker bis jetzt zweimal aufgestellt worden; in Blauen wie im ersten Berliner Wahlkreis sah man von seiner Wiederaufstellung ab, und nun läßt auch noch Reuß jüngerer Linie den großen Mann im Stiche. Verzweifelt ist er in das ferne sächsische Erzgebirge geeilt, um sich im Schopauer Kreise festzusetzen; allein wie es scheint, will es ihm auch dort nicht gelingen.

Man will also Max Hirsch nirgends mehr haben. Ein solcher Charakter würde schweigend zurücktreten, statt als politischer Bettelmann umherzujammern. Aber da müßte es eben nicht Max Hirsch sein!

Daß es so kommen würde, konnte jeder vorhersehen, der die Zeichen der Zeit einigermaßen versteht. An Max Hirsch läßt sich nun die Erziehung, die er seinen Gewerkvereinen gegeben hat. Sie sollten keine politische Macht sein und sind es auch nicht. Sonst würde ihr Führer keinen Bettelgang durch eine Reihe von Wahlkreisen anzutreten brauchen.

Die Gewerkvereine sollten das Ebenbild der großen englischen Gewerkschaften werden. Dazu hätten andere Verhältnisse und andere Führer gehört. Max Hirsch, so voll er auch die Baden zu nehmen pflegte, konnte doch nichts Anderes zu Stande bringen, als eine Karrikatur jener großen englischen Arbeiterbewegung. Die deutsche Bourgeoisie sah Max Hirsch nur so lange gerne, als sie von ihm hoffte, daß es ihm gelingen werde, mit seinen Gewerkvereinen die große sozialistische Arbeiterbewegung Deutschlands zu schwächen und zu zersplittern. Als man sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, wurden die Gewerkvereine der Bourgeoisie lästig und man legte ihnen von da ab allerlei Hindernisse in den Weg.

Bergeblisch brach Max Hirsch seinen Gewerkvereinen alle Zähne aus, um sie den Kapitalisten und Unternehmern möglichst harmlos erscheinen zu lassen. Die Gewerkvereine durften keine Politik treiben; um sie aber auch im wirtschaftlichen Kampfe zu lähmen, wurde ihnen die famose Theorie von der „Harmonie zwischen Arbeit und Kapital“ aufgepfropft, eine Theorie, die, wenn richtig, jede Arbeiterorganisation überflüssig machen würde. Das wäre vielleicht ganz schön, die Theorie ist aber nicht richtig.

Zu allen diesen Dingen kamen noch in neuester Zeit die finanziellen Schlappen der Gewerkvereine: die Affaire mit dem Arbeiter Pampel und die Kunde von dem Riesensieg in der Invalidenkasse. Daß die ehemalige Zuneigung der Bourgeoisie zu den Gewerkvereinen ganz erlitten mußte, ist begreiflich. Ohnehin hatten ja auch die Gewerkvereinsmitglieder sich manchmal genöthigt gesehen, auf ihren Klasseninteressen zu bestehen und die „Harmonie“ zu durchbrechen. Die unglückliche Persönlichkeit des Dr. Max Hirsch war und ist nicht geeignet, der dahinstrebenden Gewerkvereinsbewegung neue Lebenskraft einzubringen. Die Hirsch-Dunderschen Gewerkvereine sind verloren; ihr gänzlicher Untergang ist nur noch eine Frage der Zeit.

Man wird sie nicht vermissen; sie waren ursprünglich bestimmt, ein Spielzeug der großen Unternehmer zu sein, mittelst dessen man den Arbeitern ihre Selbstständigkeit sanft zu entziehen gedachte. Da dies nicht gelang, so haben für die Unternehmer die Gewerkvereine längst keinen Zweck mehr und Max Hirsch wird bei ihnen unmöglich. Er selbst hätte das längst einsehen müssen. Allein der Harmonie doktor und seine Satelliten haben so oft andere Leuten vorgeschrieben, die Gewerkvereine seien eine gewaltige Macht, daß sie es schließlich selbst geglaubt haben. Aus dieser einen großen Selbsttäuschung entsprangen die Kurden.

Niemand wird den Dr. Max Hirsch betrauern, wenn er von der politischen Schaubühne verschwindet, mit Ausnahme vielleicht derjenigen, die ihren Wit und ihren Humor an dieser sonderbaren Figur zu üben gewohnt waren. Die Arbeiter verdanken ihm Nichts, denn sie werden alle mit der Zeit einsehen, welch ein Unsinn es war, den organisierten Gewerkschaften alle und jede Theilnahme an politischen Bestrebungen abschneiden zu wollen.

Man möge endlich verstehen: Die deutsche Arbeiterbewegung ist eine durchaus originale, aus sich selbst herausgewachsene. Sie steht auf eigenen Füßen und braucht sich nicht mit fremden Federn zu schmücken. Sowenig sie ein Abbild des Nihilismus in Rußland werden kann, ebenso wenig wird sie sich zu einer Karrikatur der englischen Gewerkvereine verzerrten lassen. Das beweist die Erfahrung.

Von Max Hirsch kann man natürlich nicht verlangen, daß er dies Alles begreift; und so wird er denn mit seiner Gefolgschaft abtreten müssen.

Die Verfassungsrevision in Frankreich.

Die Verfassung der dritten französischen Republik besteht zwar erst seit dem Jahre 1875, also noch kein volles Jahrzehnt, ist aber doch von allen republikanischen Verfassungen, die Frankreich bis jetzt gehabt, diejenige, die am längsten bestanden hat, resp. noch besteht. Die Verfassung von 1793 trat bekanntlich nie in Kraft; die von 1795 bestand bis 1799, bis zum Staatsstreich Napoleons und die scheinbar republikanische Konstitutionsverfassung bestand von 1799 bis 1804. Die republikanische Verfassung von 1848 dauerte bis zum Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und die darauf folgende Verfassung trug zwar auch den Namen der Republik, war aber so beschaffen, daß bloß der Name umgewandelt zu werden brauchte, als Bonaparte sich vom Senat zum Kaiser Napoleon III. wählen ließ.

Wenn die Verfassung von 1875 am längsten bestanden hat, so geht daraus allerdings noch keineswegs hervor, daß sie auch die beste der bis jetzt in Kraft getretenen republikanischen Verfassungen ist. Sie trägt im Gegenheil ganz den Stempel jener Epoche, in der sie geschaffen. Es war die Zeit, in welcher die konservativen und reaktionären Ministerien Mac Mahon's Frankreich regierten. Den Republikanern war es bis dahin noch nicht gelungen, die Anerkennung der republikanischen Staatsform durch die gesetzgebende Gewalt durchzusetzen. Die reaktionären Parteien, vor Allen die Orléanisten, sahen ein, daß die Anerkennung der Republik, die der Form nach thatsächlich bestand, für Frankreich nur eine Frage der Zeit sei. Sie verbanden sich also mit den Republikanern zur Durchsetzung der Anerkennung der Republik mit dem Hintergedanken, die Republik möglichst konservativ auszugestalten, in welchem Bestreben sie vortrefflich unterstützt wurden durch die Umtriebe des alten Thiers, der bekanntlich auch den „geistvollen“ Ausspruch that: „Die Republik wird konservativ sein oder sie wird überhaupt nicht sein!“ Die Republikaner waren den Orléanisten noch obendrein sehr dankbar, indem sie einen Antrag ablehnten, der darauf gerichtet war, die Familie Orléans von der Wahl zur Präsidentschaft auszuschließen. Es fehlte den Republikanern damals offenbar sehr an tiefer blickenden Staatsmännern.

Trotz alledem ging die Anerkennung der Republik nur mit einer Stimme Mehrheit durch (30. Jan. 75); es wurden die Anträge des ultramontanen Professors Wallon angenommen, welche nach der Schlussbestimmung vom 25. Februar 1875 der Verfassung die gegenwärtig bestehende Form verliehen. Diese Verfassung hat also ihre Entstehung hauptsächlich Merit-Orléanistisch-reaktionären Einflüssen zu verdanken. Sie war ein letzter, und zwar bis zu einem gewissen Grade geglätteter Versuch, dem in Frankreich allseitig erwachenden demokratischen Geiste Schranken zu ziehen. Herr Wallon hatte besonderen Werth auf die Institution des Senates gelegt, der auch ganz nach seinen Vorschlägen konstituiert wurde. Gerade aber die Reibungen zwischen Senat und Deputirtenkammer haben Frankreich schon mehrmals in heftige Krisen gestürzt, die hätten gefährlich werden können, und man ist genöthigt gewesen, für die Konflikte zwischen den beiden gesetzgebenden Gewalten Zeit und Mühe zu verschwenden, die sicherlich anderwärts besser angewendet gewesen wären.

Unter solchen Umständen mußte der Gedanke einer Verfassungsrevision ganz von selbst aufstehen, nachdem die republikanische Partei in Frankreich definitiv die Oberhand erlangt hatte. Zuerst erhoben die Radikalen diese Forderung, stießen aber bei den „honneter“ Republikanern, die ungefähr dasselbe sind, was unsere „Freisinnigen“, auf harten Widerstand. Die Revision nach radikalem Zuschnitt verlangte begreiflicher Weise in erster Linie die Abschaffung des Senates.

Wenn das Land den Revisionsbestrebungen so gleichgültig zugesehen hätte, wie vielfach behauptet worden ist, so hätte Herr Ferry, der gegenwärtig immer noch der leitende Staatsmann ist, sicherlich keinen Drang in sich gefühlt, sich mit der Revisionsfrage zu beschäftigen. So aber wollte der Herr Ministerpräsident die Revisionsfrage „aus der Welt schaffen“, indem er selbst eine Revision der Verfassung vorschlug, freilich eine solche, die nach keiner Seite hin befriedigend wird. Den Radikalen wird Herr Ferry zu wenig bieten, den Konservativen aber, die noch vom „Geiste“ des „seligen“ Thiers und Dufaure erfüllt sind, geht er zu weit. Es haftet ihm der Fluch der Halbheit mit allen seinen Folgen an.

Daß ein demokratisches Frankreich auf die Dauer nicht mit einer von Ultramontanen und Orléanisten geschaffenen Verfassung auskommen kann, liegt auf der Hand. Aber eben deswegen muß auch das Revisionswerk ein Ganzes sein und muß die Punkte treffen, an denen bisher der öffentliche Fortschritt gescheitert ist. Sonst ist es besser, man revidirt die Verfassung garnicht.

Im Uebrigen lassen alle Anzeichen schließen, daß die Umgestaltung der französischen Verfassung in einer dem herrschenden Geiste mehr entsprechenden Art und Weise nur eine Frage der Zeit ist.

Politische Uebersicht.

Vom Schlachtfeld der Arbeit. Der Monteur Christoph Traeger zu Oeslach in Württemberg, der im August 1881 von der Firma Müller u. Lind in Stuttgart bei den Festungsarbeiten zu Straßburg i. E. beschäftigt war, ist alsbald nach der Ausführung des ihm erteilten Auftrages, zusammen mit 3 anderen Arbeitern, einen ca. 7 Zentner wiegenden eisernen Thorsügel auf etwa 130 Schritt Entfernung über schwer gang-

baren Boden zu tragen, in Folge einer mechanischen Verletzung der linken Niere arbeits- und erwerbsunfähig geworden. Nach dem Zeugniß eines Mitarbeiters, sowie nach ärztlichem Gutachten, ist der ursächliche Zusammenhang der Verletzung mit jener Arbeit nicht wohl zu bezweifeln. Gleichwohl sind die Versuche Traeger's, im Rechtswege eine Schadloshaltung zu erlangen, nur von geringem Erfolge gewesen. Seine Klage gegen die inzwischen in Liquidation gerathene Firma Müller u. Lind ist abgewiesen in Ermangelung der Klarstellung einer Verschuldung der letzteren durch Verabsäumung der erforderlichen Vorkehrungen zur Verhütung solcher Unfälle. Die demnachst gegen die Unfallversicherungsgesellschaft in Leipzig angestrengte Klage hat Traeger vor der zweitinstanzlichen Entscheidung in Folge eines Vergleichs mit der Verflagten, durch welchen ihm von letzterer eine Abfindung von 1200 Mk. zugestimmt wurde, zurückgenommen, indem ihn, nach seiner Angabe, dringende Noth zum Abschluß des Vergleichs gezwungen hat. Vorher entstandene Schulden haben die größere Hälfte dieser Abfindung alsbald aufgezehrt; den Rest hat Traeger inzwischen zum Lebensunterhalt verwenden müssen; und so befindet sich der jetzt 63jährige Mann, da ihm außer einer von der Stadt Stuttgart gewährten Armenunterstützung von 180 Mark jährlich sonstige Substanzmittel fehlen, in großer Bedürftigkeit. Seine ohnehin gebrechliche Ehefrau ist nur noch zu den leichtesten Haushaltsgeschäften tauglich.

Ueber einen der eifrigsten bayrischen Glaubensstreiter, den Fürsten Löwenstein, bringt das „Bamberger Journ.“ folgende interessante Mittheilung: „Fürst Löwenstein ist Schulpatron. In welcher Weise er von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch macht, möge folgende Thatsache illustriren: Es wird den Bewerbern um eine erledigte Schulstelle mitgetheilt, daß sie nur dann auf Berücksichtigung ihres Gesuches rechnen können, wenn sie aus dem bayerischen Lehrervereine austreten. Dem zweiten Lehrer eines Dorfes ließ der Fürst durch den dortigen Pfarrer einen Revers vorlegen, mit der Forderung, denselben zu unterschreiben, wenn er bei einer eintretenden Erledigung der ersten Schulstelle auf Präsentation rechnen wolle. Derselbe enthält folgende drei Punkte: 1) Der 2. Lehrer verpflichtet sich, jährlich zweimal in der eigenen Pfarrkirche zu beichten und zu kommunizieren; 2) er will sich bereit erklären, von jetzt ab eine von dem Pfarrer zu bestimmende ultramontane Zeitung zu abonnieren und zu lesen; 3) er hat von dem Tage der Unterzeichnung des Reverses an den Kirchendienst mit zu befragen, selbst abzustauben und die Kirchengefäße zu reinigen, hierdurch der Gemeinde ein gutes Beispiel zu geben.“ So geschah im Jahre des Heils 1884! Die härteste der vorstehend aufgeführten Verpflichtungen ist wohl ohne Zweifel das Lesen einer ultramontanen Zeitung, worüber der betreffende beneidenswerthe Lehrer sich natürlich durch öftere Verböhr bei Sr. Hochwürden dem Pfarrer auszuweisen haben wird. Uebrigens vermissen wir bei Obigem zu unserer Verwunderung die Bestimmung, daß Sr. Durchlaucht sich vorbehalten, dem Herrn Lehrer für den Fall hartnäckigen Wohlverhaltens eine von Sr. Durchlaucht Stallmägden zum ehelichen Gemahl auszuwählen und heimzuführen.

Die Volksbewaffnungs-Vereine in Norwegen werden nach Beschluß des Stortings 20,000 Kr., der ältere Central-Verein 10,000 Kr., dazu noch außerordentliche Beiträge in demselben Verhältnis als Staatshilfe erhalten. Der Antrag der Minorität, im Ganzen 30,000 Kr. für beide Vereine zu bewilligen und die Vertheilung in die Hand des Kriegsministeriums zu legen, wurde abgelehnt, um diese Vereine unabhängig von der jeweiligen Regierung zu machen.

Die irischen Monatshefte sind wiederum in voller Thätigkeit. Am letzten Donnerstag wurde auf den Friedensrichter Widdell und seine Frau in der Nähe von Luggau gefeuert. Letztere wurde im Gesichte verwundet. Zwei junge, der That verdächtige Männer sind verhaftet und vor die Richter verwiesen worden. — Mr. Bradlaugh stellte sich neuerdings seinen Wählern in Northampton vor. Er fand eine enthusiastische Aufnahme und erklärte, daß er seinen Proceß bis vor die Lords bringen und hoffentlich siegen werde.

Die Feiern des französischen Nationalfestes gingen in derselben feierlichen und glänzenden Weise vor sich, wie in den vorhergehenden Jahren; den am Vormittag stattgehabten Truppenparaden und der Reue der Schülerbataillone auf dem Plage vor dem Stadthause wohnte eine zahlreiche Volksmenge bei. Vor dem Hotel Continental wurde die Feiern gegen Mittag durch einen Zwischenfall gestört. Mehrere Schüler eines Gymnasiums gewählten eine deutsche Fahne und forderten durch Rufsen und Schreien zum Zurückgehen derselben auf. Gesungen, welche hinaulamen, zerrissen die Fahne und schlugen mehrere Fenster Scheiben an der Eingangsthüre zum Hotel in der Rue Castiglione ein. Die Polizei zerstreute die Ruhestörer. Die französischen Arbeiter halten sich von diesem thörichten Nationalhoff fern. Sie waren es, die es allein wagten, als der Krieg mit Deutschland drohte, gegen ihn zu protestiren.

Die Ablehnung des Amnestieantrages durch die französische Kammer und besonders die Erklärungen des Ministers des Innern gegen die Anarchisten und die Internationale haben die letzteren in große Aufregung versetzt. Eine von 200 Personen besuchte, von Rochefort präsidirte Versammlung der Revolutionäre erklärte die Minister Ferry und Waldeck-Roussieu für vogelfrei und beschloß verschiedene revolutionäre Manifestationen. Die in der Versammlung angenommene Resolution lautet: „Gegenüber der Abtötung der Kammer appellirt das Volk an die öffentliche Meinung gegen die Bedenken des verhassten Ferry, welche die Amnestie zurückweisen. Es mocht dieselben verantwortlich für die Verbrechen und die Verrätherien gegen die Republik, die verübt werden. Es wird seine Stimme nicht ruben lassen, so lange noch Republikaner in Ketten und die Urheber der Verschwörungen und des Glends

ungestraft sind. Den wahren Republikanern — Freiheit, Gerechtigkeit; den Subjekten, welche die Gefängnisse vollstopfen und ihren Helfershelfern — allgemeiner Abscheu.“

Koch und Pasteur. Prof. Pasteur veröffentlicht im „Figaro“ einen Artikel, der heftig gegen die Maßregeln polemisiert, welche Prof. Koch zur Bekämpfung der Cholera vorgeschlagen hat. Er sagt in dem Artikel: „Alle vorbeugenden Maßregeln gegen die Cholera, welche Dr. Koch den Zeitungs-nachrichten zufolge in Marseille und Toulon angedehnt hat, sind solche, welche seit sehr langer Zeit, seitdem nachgewiesen, daß die Cholera sich hauptsächlich durch den Auswurf der Cholerafranken überträgt, allgemein angenommen sind. In den Anweisungen des Dr. Koch ist ein ganz neuer Punkt. Er verurtheilt das Sprengen, das Flickenlassen des Wassers in den Rinnsteinen und versichert, daß alle Feuchtigkeitsursachen der Epidemie Vorhieb leisten: Wir können in der That diese Ansicht nicht theilen. Wenn in dem Staube der Straße, in schmutziger aber trockener Wäsche der Microbus bis zu einem Punkte getrocknet ist, wo er die ganze Lebenskraft verloren hat, so kann man ihn noch so viel besprengen, er wird nicht wieder lebendig werden. Wenn dagegen sein Trockenzustand derartig ist, daß die Feuchtigkeit seine Rückkehr zum Leben begünstigt, so kann es nur nützlich sein, ihn anzufeuchten, denn dann wird er jedenfalls weniger durch den Wind und die Bewegung im Staube mit fortgetragen. Im Zustande relativer Trockenheit, die ihn noch nicht getödtet hat, kann die geringste Bewegung aus unseren Schlemphäuten zuführen, wo er die nötige Feuchtigkeit fürs Leben findet. Die Logik dieses Raisonnements scheint uns unanfechtbar und beweist, wie wenig begründet die Meinung Dr. Koch's ist. Nämlich hat Herr Pasteur dieser seiner Note dem Berichterstatter des „Figaro“ gegenüber noch folgende Bemerkungen hinzugefügt: „Die durch den Auswurf beschmutzten Gegenstände sollen mittelst trockenen Weizens, welches nachher verbrannt werden soll, gereinigt werden, sagt der Koch'sche Bericht. Das scheint mir unpraktisch. Man reinigt schon sehr ungenügend ein Gefäß oder ein Möbel mit einem trockenen Luche, aber es ist nicht möglich, auf diese Weise ein Tuch oder eine Serviette zu reinigen. Wie dem auch sein mag, das vorher trockene Tuch wird feucht, so daß die Gefahr nur den Blag gewechselt hat. Verbrennt es! sagt man hinzu. Auch hier bin ich anderer Ansicht. Man weiß, daß wenn man Leinwand verbrennt, sich noch nicht verholzte kleine Theile ablösen, die im Staube sind, im Zimmer herumzufliegen. Ich ziehe um vieles vor, daß die Leinwand in kochendes Wasser getaucht werde. Das Resultat ist dasselbe. Endlich empfiehlt Herr Koch, während sechs Tage die Räume unbedingt schließen zu lassen, wo Cholerafranke gewohnt haben. Warum sechs Tage? Worauf stützt sich die Meinung, daß die Gefahr nicht nach am siebenten Tage erlischt? Auch diese Theorie fällt in das Gebiet der Hypothesen.“ — Der „Figaro“ fügt diesen Auseinandersetzungen noch einige höhnische Bemerkungen hinzu, aus denen wir zur Charakteristik nur herausheben, daß Dr. Koch augenscheinlich bemüht sei, sich „aus dem Unterfutter von Pasteur's Ueberzieher eine Weste zu schneiden“.

Unter den Pariser Arbeitern herrscht große Aufregung. Eine Deputation von Fabrikarbeitern erschien gestern beim Maire, Beschäftigung verlangend, was durch Wiederaufnahme der Maschinenarbeiten geschehen könnte. Die Cigarrenarbeiter fühlen sich durch die verkürzte Arbeitszeit in den Cigarrenfabriken geschädigt, da dort Stückzahlung eingeführt ist. Die für Sonnabend Nacht von den Sozialistenführern Fabre und Gras einkaufene, von etwa 150 Personen besuchte Versammlung nahm einen so stürmischen Verlauf, daß der Präsident die Sitzung schließen und aus dem Saale flüchten mußte. Einer der Redner, Namens Laurent, rief aus: „Wen hungert, der nehme Brot, wo er's findet!“ Gemeinderath Gras sagte: „Sobald die Cholera, welche bereits in Paris aufgetreten ist, auch Lyon ergreift, ist die große Revolution gemacht. Wir dürfen ohne sichere Unterstützung von Paris und Lyon nichts unternehmen.“ Schließlich wurde eine Enquete-Kommission beauftragt, die Verhältnisse eines Meetings zu untersuchen.

Rühmlichkeiten sind in Warschau vorgenommen worden. Das Schicksal traf den Friedensrichter Bardowski und mehrere Studenten. Hausdurchsuchungen haben eine Anzahl kompromittirender Schriftstücke zu Tage gefördert. Die Verhafteten sind sämtlich Russen.

Um den Diebereien der russischen Beamten wirksamer Einhalt thun zu können, sind jetzt die Strafbestimmungen für Aneignung und Verschleuderung fremder, öffentlicher oder privater Gelder beträchtlich verschärft worden. In

Zukunft wird Veruntreuung von Summen, selbst unter 300 Rbl., mit Gefängnisstrafe und Verlust der besonderen persönlichen und Standesrechte bestraft, wobei auch Leute sog. „privilegirten Standes“ ihre Haft im Gefängnis selbst abzulösen haben werden. Ist die Summe aber eine größere, oder erscheint der Fall sonst wie als ein qualifizierter, so kann die Strafe bis zur Verbannung nach Sibirien zur Ansiedelung, unter Verlust aller Rechte gehen, was bisher nicht der Fall war. Viel nutzen wir es auch das nicht.

In Bulgarest ist es zu argen Unruhen gegen die Regierung gekommen. Der Telegraph berichtet darüber: „Die vereinigte Opposition hatte auf gestern eine öffentliche Versammlung einberufen und zur Revolte auffordernde Proklamationen vertheilt. Es wurden mehrere Reden gehalten, in welchen die Regierung auf das Heftigste angegriffen wurde. Vernebo stieß Insulten und heftige Drohungen gegen den König aus. In Folge des energischen Protestes seitens eines großen Theiles der Anwesenden entstand eine Kauferei, welche sich bis auf die Straße und vor den konservativen Klub erstreckte. Mehrere Anhänger der Opposition, welche vom Revolver Gebrauch machten, ohne jedoch Jemanden zu verwunden, wurden von der Menge über zugerichtet. Die Polizei schritt ein, um dieselben vor den Mißhandlungen durch die Menge zu schützen, welche in den konservativen Klub einzudringen versuchte. Die Ordnung wurde alsdann bald wieder hergestellt.“ (Wenn das nur alles wahr ist! D. R.)

Die Verrätherei des Rudir von Dongola bestätigt sich vollständig. Ein Abgesandter des Mahdi hat die Stadt besucht. Sämtliche Christen wurden gezwungen, den mohamedanischen Glauben anzunehmen. Der Rudir von Dongola hatte eine Unterredung mit dem Scheich Huda, der die Rebellen in Debba befehligt und ist vom Mahdi als Emir anerkannt worden. Dongola ist seit dem 20. Juni in der Gewalt der Rebellen. Der Rudir kontrollirt den Telegraphen und täuscht die Regierung in Kairo.

Parlamentarisches.

In den Reichstagskandidaturen im König. Sachsen schreibt das „Sächs. Wochenbl.“: Trogdem wir den Neuwahlen immer näher rücken, ist von einer Wahlbewegung noch nichts zu spüren. So ruhig wie dieses Mal ist es bei Reichstagswahlen in Sachsen noch nicht zugegangen. Zunächst sind die Parteien mit Kandidaturen beschäftigt, aber auch da ist man in vielen Wahlkreisen noch nicht fertig und einig. Wir gehen scheinbar sächsische Kreise durch und sind in vielen Fällen nur auf Gerüchte angewiesen — so daß manche Kandidaturen sich noch ändern können. Im I. Wahlkreis, Zittau, kandidiren von deutsch-freisinniger Seite Buddeberg in Zittau, von sozialistischer Pflaum in Dresden, im II. Löbau und III. Bautzen, ist noch nichts festgestellt, die Sozialisten stellen im II. Keller aus Görlitz, im III. Raden aus Dresden auf. Im IV. Wahlkreis, Dresden-Neustadt hat Herr v. Schwarze jede Kandidatur abgelehnt, die Konservativen stellen den Baumeister Hartwig in Dresden auf. Die Deutsch-Freisinnigen suchen noch einen Kandidaten. Im V. Wahlkreis, Dresden-Alstadt, stellen die Konservativen den Finanzminister von Könnert, die Deutsch-Freisinnigen den Stadtrath Bönisch, die Sozialisten Bebel auf. Auch die Nationalliberalen wollen sich den Luxus einer Kandidatur gestatten und kandidirt Herr Dr. med. Hübler in Dresden. — Im VI. Wahlkreis, Dresden-Land, hat der Freiherr von Burg für die Konservativen Herrn Aldermann aufgestellt, für die Sozialisten kandidirt Produzenthändler Horn in Löbau, für die Deutsch-Freisinnigen Dr. med. Schumann in Dresden. Im VII. Wahlkreis, Reichen, kandidirt für die Konservativen Herr v. Carlowitz, für die Sozialisten Herr Geyer in Großenhain, der deutsch-freisinnige Kandidat Dehmich ist dieser Tage gestorben — und suchen diese einen neuen Kandidaten, der bisherige fortgeschrittene Abgeordnete Kämpfer ist der Deutsch-Freisinnigen zu demokratisch geworden und wird darum nicht wieder aufgestellt. Im VIII. Wahlkreis kandidirt für die Deutsch-Freisinnigen der bisherige Abgeordnete Eysold, für die Sozialisten Gastwirth Peters in Dresden, die Konservativen suchen noch einen Kandidaten. Im IX. Wahlkreis kandidirt für die Deutsch-Freisinnigen Professor Kellershauer im Chemnitz, für die Sozialisten der bisherige Abgeordnete Kayser in Dresden, die Nationalliberalen haben die Absicht, den Stadtrath Müller in Freiberg aufzustellen. Die Konservativen wissen noch nicht, ob sie wieder Hrn. v. Dehlschlager aufstellen oder den nat.-liberalen Kandidaten unterstützen sollen. Im X. Wahlkreis, Döbeln hat noch keine Partei sich über einen Kandidaten

geeinigt. Im XI. Wahlkreis, Oschatz, kandidirt von den Konservativen Rittergutbesitzer Günther, von den Sozialisten Stadtr. Kögel in Wurzen, die Deutsch-Freisinnigen suchen einen Kandidaten. Im XII. Wahlkreis, Stadt Leipzig, kandidirt für die Nationalliberalen Bürgermeister Tröndlin Leipzig, für die Sozialisten Bebel, die Deutsch-Freisinnigen sind noch in Verhandlungen. Im XIII. Wahlkreis, Land, kandidirt für die Nationalliberalen Bürgermeister W. in Zwenkau, für die Sozialisten Herr Bierck in Mänschen. Deutsch-Freisinnigen suchen noch einen Kandidaten, in Chemnitz Herr Dr. Kränkel in Chemnitz. Im XIV. Wahlkreis, Borna, kandidirt für die Konservativen der bisherige Abgeordnete Frege, für die Sozialisten Tischler Müller in Meerane, Deutsch-Freisinnigen suchen noch einen Kandidaten. Im XV. Wahlkreis, Rittweide, steht nur die sozialistische Kandidatur des bisherigen Abg. v. Bollmar fest, Konservativen und Deutsch-Freisinnigen suchen noch Kandidaten. Im XVI. Wahlkreis, Chemnitz, kandidirt für die Nationalliberalen, unter von den Konservativen, Landgerichts-Direktor Schreiber Chemnitz, für die Sozialisten Geiser in Stuttgart, Deutsch-Freisinnigen suchen noch einen Kandidaten. Im XVII. Wahlkreis, Glauchau, steht nur die sozialistische Kandidatur Auer in Schwerin fest. Die Konservativen und Nationalliberalen verhandeln über einen gemeinsamen Kandidaten. Deutsch-Freisinnigen haben in diesem Kreis keinen neuen werthen Anhang. Im XIX. Wahlkreis, Stollberg, kandidirt von den Konservativen der bisherige Abg. Ebert, von Sozialisten Liebkecht, die Deutsch-Freisinnigen dürften hier keinen Kandidaten aufstellen. Im XX. Wahlkreis, Zschopau, kandidirt für die Deutsch-Freisinnigen Herr Dr. Girsch in Berlin, für die Sozialisten Geyer in Großenhain, Nationalliberalen suchen noch einen Kandidaten, ebenso Konservativen. Im XXI. Wahlkreis, Annaberg, kandidirt nationalliberaler Seite der bisherige Abg. Holzmann, sozialistischer Seite in Jwidau, die Deutsch-Freisinnigen noch nicht, ob sie einen Kandidaten aufstellen sollen. Im XXII. Wahlkreis kandidirt für die Nationalliberalen, unter von den Konservativen, der bisherige Abg. Riethaus in Kriebstein, für die Sozialisten Kayser in Dresden, Deutsch-Freisinnigen haben einen Advokaten aus jener Gegend in Aussicht genommen. Im XXIII. Wahlkreis, Plauen, kandidirt von den Konservativen der bisherige Abg. Staatsanw. Hartmann, von den Sozialisten Ködiger in Gera, die Deutsch-Freisinnigen suchen noch einen Kandidaten.

Die Thätigkeit der Stadtverordnetenversammlung.

IV.

Markthallenvorlage,

Asphaltierung und elektrische Beleuchtung.

Aber nicht nur diese wichtigen prinzipiellen Bedenken waren es, welche die Arbeiter-Stadtverordneten veranlaßten gegen diese Vorlage zu sein, nein — noch in viel höherer Weise veranlaßten die Ausführungen dieses Projektes eine Stellungnahme gegen dasselbe. Der Markthallenbau in Dorotheenstrasse beschäftigte zuerst die Stadtverordnetenversammlung. Die Erwerbung dieses Terrains geschah unter so günstigen Umständen, seiner Zeit in der Bürgerschaft viel und abgesehen von den Umständen, daß es für denjenigen, der nicht durch jahrelange Thätigkeit als Stadtverordneter für Vorläufer ein vollständig abgeklärtes Gemüth besitzt, faßbar ist, wie man zur Erwerbung dieses Grundstücks so weiter eingehen, nur das Eine sei hervorgehoben, daß Grundstück früher zu einem bedeutend billigeren Preis zu gewesen wäre. Damals (war es durchaus) nicht zu dem Preis, erst durch die Vertheuerung um mehrere 100 000 Markten unserem Magistrat dieses Grundstück werthvoll geworden zu sein. Daß man im Laufe der Debatte es vermied von Seiten der Vertheidiger der Magistratsvorlage diese Sache näher einzugehen und der Opposition es eben unmöglich machte, durch die bequeme Art des Schlüssels ist nach mehr als nur nach einer Seite hin bedenklich. In derselben, wie oben etwas eingehender geschilbert, Art und Weise vollzieht sich fast jede Debatte. Opposition ist es nicht allzu schwer gemacht, bei weicher Meinung die Richtigkeit ihrer Ansicht nachzuweisen, denn bei einer so mangelhaften Motivierung Vorlagen, das Einzige wodurch sich dieselben auszeichnen,

Feuilleton.

Durchgerungen.

Von R. v. R.

(Fortsetzung.)

Bermuthlich hatte ich das mit meinem alten Ungestüm gethan, denn hinter mir ertönte ein unheilvolles Krachen, eine großmächtige Schachtel, die hinter mir gesteckt haben mochte, hat sich auf und eine wahre Sündfluth von Kuchen rollte über den Sitz. Bestürzt raffte ich zusammen was ich konnte. Papa lachte und Mama sagte: „Hein bedächtigt, Fräulein Sauswind! Wusstest Du denn nicht, daß Tante Marie Dir die Schachtel dahin gesteckt hatte?“

Durch diesen kleinen Zwischenfall kam ich über das erste schmerzliche Trennungsweg hinweg und habe der guten Tante darum immer eine besondere Zuneigung bewahrt.

Der Eintritt in die Pension war für mich ein Wendepunkt meines Lebens und der Anfang einer Zeit voll harter Kämpfe gegen allerlei Untugenden, die sich bei mir erst im Verkehr mit Altersgenossinnen herausstellten. Ich muß gestehen, daß ich mit wahrem Grauen an die ersten Monate meines Aufenthalts in der Stadt und innerhalb der beengenden Mauern des Tochterpensionats zurückdenke. Es gab da auch so viel, in das ich mich erst hineingewöhnen mußte: die vielen Gefährtinnen, die strenge Tageseintheilung, die zahlreichen Stunden, die fremden Lehrer. Da waren denn die Briefe aus der Heimath von den Eltern, Tante Marie und Schwester Ella, die eben vor meinem Fortgang nach Schloß Bankow zurückgelehrt war und nun als Erwachsene in die Gesellschaft eingeführt wurde, mein einziger Trost. Nein, nicht mein einziger! Mit mir zugleich war ein anderes Mädchen in die Anstalt gekommen, an das ich mich bald anschloß, das mich von vornherein durch sanftes stilles Wesen angezogen hatte. Das arme Ding hatte furchtbares Heimweh, und das war es vielleicht, was mich, die ich so zurückhaltend gegen Alle war, gegen Mathilde von Kremptow zutraulich machte.

„Sieh da, Ottilie, die Stumme kann sprechen,“ sagte einmal neidend ein großes blondes Mädchen, als wir während der Frühstundspause im Garten waren und sie uns eifrig plaudernd auf- und abgehen sah.

„Und Mathilde scheint mir Pygmalion zu sein, dessen Bille der Bildhauer Leben einbauchte,“ erwiderte lachend ihre Begleiterin und dann hörten wir nicht mehr. Wir lichen uns auch gar nicht hören, denn wir sprachen von der Heimath und darüber wurde alles Andere vergessen. Mit der Zeit wurden Mathilde und ich unjertrennbare Freundinnen; bei den Gefährtinnen hießen wir nur noch „die Schwestern“ und selbst Fräulein Hornemann, die Vorsetzerin, kannte uns unter diesem Namen.

Mittlerweile war der Sommer herbeigekommen, die Ferien standen vor der Thüre und mit Jubel dachte ich an die erste Heimreise, als Papa mir eines Tages mittheilte, daß Ella an einer ansteckenden Krankheit darniederlag und ich die Ferien

in der Pension erleben müsse. Dieser Blitzstrahl aus heiterem Himmel, der alle meine Luftschlöffer zerstörte, verursachte mir bitteren Kummer, und Mathilde hatte Nähe genug, mich einigermaßen zu trösten. Kaum eine Woche später brachte sie mir, vor Vergnügen tanzend und singend, eine Einladung ihrer Eltern, die Ferien auf ihrem Gute zu verleben. Der Gedanke, mit Mathilde zusammen zu sein, legte mich über das Bedenken hinweg, zu Fremden zu gehen, was ich sonst durchaus nicht liebte, und mit Ungeduld sahen wir dem Schluß der Schule entgegen.

Endlich war der Reisetag da, der Koffer gepackt und unter dem Schutze der gutmüthigen diaken Französin, deren Ziel auf unserer Route lag, fuhren wir bis zu der Bahnstation, in deren Nähe das Gut lag, das Mathildens Eltern gehörte. Die kurze Eisenbahnfahrt war schnell zurückgelegt; ehe wir es gedacht, hatten wir unseren Bestimmungsort erreicht, das Coupé verlassen und das letzte: „Au revoir mesdemoiselles!“ der Französin erwidert. Mit dem Jubelruf: „Papa, mein lieber, lieber Papa!“ war Mathilde einem großen, stattlichen Herrn in die Arme gesprungen. Dann kam sie zu mir zurück, die ich schüchtern stehen geblieben war, und schob mich schnell in den Vordergrund. „Und das ist Ottilie, Papa, meine liebe, einzige Freundin, die muß Du nun auch lieb haben!“ Herr von Kremptow reichte mir freundlich die Hand und sagte ein paar Worte herzlichen Willkommen. Ich erinnere mich, daß ich sehr verlegen war und eine ungeschickte, linksche Nachsicht-Verbeugung machte, als Mathildens Papa mir seinen Sohn Max und seinen Neffen Karl, ebenfalls Ferien Gäste, vorstellte, wobei er hinzufügte: „Halten Sie die jungen Herren nur hübsch im Auge!“ — Zum Glück nahmen die beiden, vielleicht fünfzehnjährigen „Herren“ ihre Hülfe so respektvoll vor mir ab, daß ich mein Gleichgewicht allmählich wiederfand und mir selber beinahe wie eine erwachsene junge Dame vorkam.

Die Wochen, welche wir auf Grünwalde, so hieß Herrn von Kremptow's Gut, verlebten, waren reizend und unvergänglich. In Lust und Fröhlichkeit und nur viel zu schnell verging die glückselige Ferienzeit. — Wir machten Kahnfahrten auf einem nahen See, wir begleiteten Herrn von Kremptow auf seinen Spaziergängen, wir stellten Besuche in der Nachbarschaft ab oder trieben allerlei Kurzweil in dem großen, sorgfältig gepflegten Garten, und stets waren die Knaben unsere lustigen Gesellschaftler oder unsere galanten Kavaliere, je nachdem die Gelegenheit gebot. Während aber der lustigen und übermüthigen Karl sich meistens zu der mehr ernsten Mathilde hielt, hatte Max sich zu meinem Ritter aufgeworfen. Er war ein hübscher Bursch mit offenen und freundlichen Zügen, unheimlich fest und entschieden in seinem Wesen, wodurch er mit von vornherein imponirte. Ich fühlte mich bald ganz verlassen und verloren, wenn er einmal in unserem Kreise fehlte, und doch zankte ich mich oft ganz erbittert mit ihm, wenn er da war. So waren vier glückliche Wochen vergangen und nun hieß es Abschied nehmen. Ach, ich glaube, die Trennung wurde uns Allen schwer! — „Adieu, kleine Tochter,“ sagte Herr von Kremptow mir beim Abschied, „kommen Sie bald wieder.“ Und Max drückte mir hastig einen kleinen Strauß Bergschmei-

nicht in die Hand; die Anderen lachten, ich wurde dunkel, aber die lieben kleinen Blumen habe ich doch behalten.

Als wir nach unserer Rückkehr in die Pension in Zimmer der Vorsetzerin eilten, fanden wir neben ihr auf Sopha sitzend ein junges Mädchen von 17 oder 18 Jahren ein wahrhaft berührend schönes Geschöpf mit einem runden Kopf, klassisch geschnittenen Gesichtszügen, den schönsten, lichten dunklen Augen von der Welt und einer Fülle prächtiger Locken. Mathilde und ich blieben einen Moment jögerr der Thüre stehen.

„Kommt nur herein, meine lieben Kinder,“ rief Fräulein Hornemann uns zu und streckte uns beide Hände entgegen. „Seid herzlich willkommen wieder daheim. Von Euch hoffe ich, daß ihr die treuen Freundinnen der lieben Mathilde werden sollt, die ich noch fremd und einsam unter fühlt!“

Diese junge Dame in dem eleganten Anzuge, der nicht in den Salon als in unsere Pension zu gehören schien, unsere Freundin werden können?! Ganz erstaunt blickten wir auf unsere neue Gefährtin, die sich denn auch hoch erhoben uns zu danken schien; mit einem leisen Nasenrülpschen war sie ganz von oben herab zu und kümmerte sich dann weiter um uns. Es wurde auch im Laufe der Zeit nicht besser, sie schloß sich weder an uns, noch an eine ihrer Altersgenossinnen an, und doch hätte ihr das nicht schwer fallen können bei der Bewunderung, die jede ihrer Schönheiten zollte. Die Andolenz, die sie allen Annäherungsversuchen entgegensetzte die ihr auch die Lehrer in den Stunden zum Vorwurf machte, trug sie bei allen und jeden Gelegenheiten zur Schau auf den täglichen Spaziergängen, die wir in kleinen Gruppen unter Aufsicht einer Lehrerin unternahmen, war sie dann lebhaft auf ihre Züge, ihre schönen Augen so fröhlich auf und ihre schlaffen Bewegungen wurden rathlos jugendfrisch. Man sah, das Weltkind lebte erst auf, wenn den Mauern des „Nonnenklosters“, wie Natalie die Pension nennen pflegte, entronnen war. Dann wurde sie gefreut, wichtig sogar, und machte die dröligsten Bemerkungen über Leute, die uns begegneten und auch nur das geringste Lob oder Auffällige an sich hatten. Dazu lenkte sie durch Schönheit und ihre wirklich prächtige und vornehme Erscheinung Alle Blide auf sich, eine Huldigung, die sie jedoch nie zu ignoriren schien.

Mathilde und ich hatten uns indessen immer mehr von dem seltsamen Mädchen zurückgezogen. Natalie war die Tochter eines polnischen Grafen, ihre Mutter war früh gestorben, sie von eigentlicher Erziehung war nie die Rede gewesen, die Großmutter der jungen Komtesse darauf bestanden hatte, eine guten deutschen Pension untergebracht zu werden. Natalie in Fräulein Hornemann's Anstalt gekommen, sollte nicht lange in unserer Mitte bleiben. Eines Tages reiste sie in Begleitung ihrer Großmutter nach Sibirien ab und ich verdanke es nur einem Zufall, daß ihren Lebensweg nach Jahren noch einmal treuen durchwies. Sie war für uns wie ein schönes glänzendes Wesen, das nach kurzem Leuchten dem Blick entschwindet.

man wirklich die Nothwendigkeit der Schlichtung nicht zu ergründen das Plaster bede Er wies durch Asphaltierung mechten, er leute sich das man de Diefen Ein gegen zu let der Rede — zweitens die für Asphalt wies ein an Petitionen Arbeit“. Ein die Asphalt würden, Recht, es legen. Es jenigen Stra Gerichte, A Plaster zu schränkt ble vorbedeneten haben ja di Wie lange Schon aller Inkrati vorragenden Parteien freiten untheilung von man sich i dadurch, d nimmt N schaft in de derartige se vergebene so diese A insufen, al Beleuchtung

Ein beiter. Wie oft lich-Sozial Beste für Reform.“ ter geben vorkommen Erwartung gegen. — gewungen Belins zu weil es lu ist, sondern Arbeiter 3 mögen. haben tau einen off jurüchlich unfähig ir Da, lebt A aufrufen mecht und die Eintri niedrigen Vorlage l Die Herr betrachten. Wogenbil Wogens nur an Ein- und

Wesh mich o verleben. Jeder, der Seinen z wachte. Mathilde so vollkom in schauer Zimmer v streichelte mich wies durch den Frieden, b Als meiner lo fand Pa eben ver und wint vorüber t Worte m gehen hö von Fräu werden! Ich überrasch Wenn do Aber trot mich vor weiges Augenbr kleiner W ein magt Pöbe. Je meiner E ein schmu fang fr was an Ella, die Mathilde in diese sie imm Abend f werden t Du ganz erit so je n schlichtlich sehe sie r weihen G Boar un Arm bläbe de

man wirklich leichtes Spiel mit denselben. So war z. B. um die Notwendigkeit des Asphaltpflasters nachzuweisen, die Schlichtheit und Unbrauchbarkeit des Eisenplattenpflasters in den dunkelsten Farben gemalt, Steinpflaster scheint mithin gar nicht zu existieren. Der Vertreter der Arbeiterpartei, der hier zuerst das Wort nahm, wies darauf hin, wie das Asphaltpflaster bedeutend theurer und der Gesundheit nachtheiliger sei. Er wies durch Zahlen nach, wie gerade die ganz unmotivirte Asphaltirung von Nebenstraßen die Ausgaben beträchtlich vermehren, er erinnerte daran, wie sowohl Fuhrherren wie Fuhrleute sich gegen das Asphaltpflaster ausgesprochen hätten und daß man demgemäß die weitere Asphaltirung inhibiren solle. Diesen Einwendungen wußte man natürlich nichts weiter entgegen zu setzen, als erstens eine gute Portion Unruhe während der Rede — ein in der letzten Zeit sehr beliebtes Mittel — und zweitens die große Anzahl der Petitionen, welche sich angeblich für Asphaltirung aussprachen. Im weiteren Verlauf der Debatte wies ein anderer Vertreter der Arbeiterpartei nach, wie diese Petitionen belanglos wären, sie seien ja eben nur „bestellte Arbeit“. Einigen Hausbesitzern zu Liebe, deren Grundstücke durch die Asphaltirung der Straßen allerdings bedeutend gewinnen würden, hat die Stadt ebenförmig die Pflicht wie das Recht, den Bürgern so furchtbare Geldopfer aufzuerlegen. Es bestehe keine Meinungsverschiedenheit darin, daß diejenigen Straßen, in denen sich öffentliche Anstalten, wie Schulen, Gerichte, Krankenhäuser u. s. w. befinden mit geräuschlosem Pflaster zu versehen seien, nur soll es eben auf diese Straßen beschränkt bleiben. Aber wie gesagt, Gründe haben in der Stadtverordnetenversammlung sehr wenig Gewicht, und vorläufig haben ja die Herrn noch die Nacht, alles beim Alten zu lassen. Wie lange wohl noch?

Schon während der Wahlbewegung war die Ueberrahme aller lukrativen Unternehmungen durch die Stadt eine der hervorstechendsten und wohl auch berechtigtesten Forderungen der Arbeiterpartei. Die Wichtigkeit jener Forderung ist heute unbestritten und der nicht etwa in der ersten oder zweiten Abtheilung wählende Bürger hat kein Verständnis dafür, daß man sich die Einnahmen der Pferdeisenbahn entgehen läßt, wodurch die Stadt dieselbe nicht in eigene Verwaltung nimmt. Nachdem nun bei den Kommunalwahlen die Bürgerkraft in der unabweisbarsten Weise bekundet hatte, daß man derartige Unternehmungen nicht mehr an Aktiengesellschaften vergeben solle, hätte man doch erwarten können, daß Magistrat diese Thatsache nicht vollständig ignorirt, und er thut das insofern, als er wiederum städtische Anlagen, wie die elektrische Beleuchtung, an Aktiengesellschaften vergeben will.

Lokales.

Ein Beitrag zur Fürsorge des Staates für die Arbeiter. Wir erhalten aus Arbeiterkreisen folgende Zuschrift: „Die Olympen der schönen Worte: „Die Regierung will nur das Beste für die Arbeiter, es ist ihr wirklich ernst mit der Sozialreform.“ Schön, Ihr Herren! Aber wohlgerne, die Arbeiter geben nichts an Worte, sie rechnen mit Thatsachen und die vorhandenen Thatsachen sind nicht gerade dazu angethan, große Erwartungen in Bezug auf die sogenannte Sozialreform zu hegen. — Von Jahr zu Jahr sind die Arbeiter mehr und mehr gezwungen, die abgelegenen Straßen, ja, auch die Vororte Berlins zum Aufenthalt zu wählen. Und nicht etwa deshalb, weil es luftiger, vielleicht sogar schöner außerhalb der Stadt ist, sondern nur deshalb, weil die Wohnungsverhältnisse den Arbeiter zu engen, weit ab von seinem Arbeitsplatz zu wohnen. Mann und müde von des Tages Last und Hitze, haben tauende von Arbeitern nach Ende der Arbeitszeit noch einen oft stundenweiten Weg bis zu ihrem bescheidenen Heim zurückzulegen, wo sie dann in später Stunde, abgeschunden und unfähig irgend eine geistige Erholung vorzunehmen, anlangen. — Ist Ihr — so werden jedenfalls oben genannte Herren anrufen — das hat man an maßgebender Stelle wohl bemerkt und zum Wohle der Arbeiter ist auf allen Staatsbahnen die Einrichtung getroffen, daß Arbeiterbilletts zu einem sehr niedrigen Preis ausgeben werden; ist das nicht wirkliche Fürsorge des Staates für die Arbeiter? — Nur gemacht, Ihr Herren! Wir wollen uns einmal die Sache etwas genauer betrachten. Auf der Potsdamer Bahn kostet ein Arbeiterbilletts bis Steglitz 1 Mark 20 Pf. Das Billet hat Morgens bis 9 Uhr und Nachmittags von 4 Uhr ab, doch nur an Wochentagen, nicht am Sonntag und nur zu einer Hin- und Rückfahrt täglich Gültigkeit. Müßen aus der Fa-

milie des Arbeiters täglich mehrere Personen, z. B. Vater und Sohn oder Bruder und Schwester die Bahn benutzen, so muß jeder einzelne ein Billet lösen; eine Preisermäßigung findet in solchen Fällen nicht statt. Nun wollen wir einmal die Rehrseite der Medaille betrachten! Ein Jahresbillet kostet für dieselbe Strecke 56 Mark: das macht pro Woche 1 Mark 8 Pfennige. — Ein halbjährliches Billet kostet 30 Mark; das macht pro Woche 1 Mark 16 Pfennige. — Doch weiter! Wenn Familienglieder zusammen auf ein Jahr abonniren, so zahlen z. w. e i Personen 84 Mark; das macht für eine Person pro Woche 81 Pfennige. — Auf ein halbes Jahr können z. w. e i Familienglieder für 45 Mark abonniren; das macht pro Woche für eine Person 87 Pfennige. — Doch zur Erleichterung sind für Familien auch Ratenzahlungen zulässig, wenn sie ein Jahresabonnemement eingehen wollen. Sie zahlen beim Beginn des Abonnemements — wenn zwei Personen — 27 Mark, nach drei Monaten 18 Mark und den Rest am Anfang der zweiten Jahreshälfte. Wer also auf ein Jahr abonniren kann, der zahlt pro Woche 1 Mark 8 Pf., eventuell sogar nur 81 Pfennige. — Wer auf ein halbes Jahr abonniren kann, der zahlt pro Woche 1 Mark 16 Pfennige, eventuell nur 87 Pfennige. Doch das Verhältniß wird noch krasser, wenn man in Betracht zieht, daß der Arbeiter für 1 Mark und 20 Pf. nur ein mal hin und zurück fahren kann an einem Tage und das auch nur zur bestimmten Zeit und nur an Wochentagen — während der Jahres- resp. Halbjahrs-Abonnent so oft er nur will, an jedem Tage, zu jeder Zeit, also auch Sonntags, hin- und zurückfahren kann! — So! — Wo bleibt da die besondere Fürsorge für die Arbeiter? — Muß man sich in Anbetracht solcher Verhältnisse nicht mit Recht wundern, daß solche Thatsachen tauben Ohren predigen? Wem sollen da nicht die Bibelworte des Propheten Jesaias ein: „Mein Sohn, nimm die Baumrinne aus deinen Ohren, damit du besser hören kannst, was ich dir sage!“

a. Hier heißt es Aufpassen und hier ist die größte Aufmerksamkeit geboten, denn ein amerikanischer Agent treibt, nach einer dem hiesigen Polizeipräsidenten zugegangenen Benachrichtigung, hier selbst seit Kurzem sein Unwesen, indem er junge Mädchen zur Auswanderung nach Amerika zu verlocken sucht. Er stellt den Mädchen, die darauf eingehen, Schiffsfreikarten zu. Dem Anschein nach veranlaßt der Agent die Mädchen zur Auswanderung zu unethischen Zwecken. Bisher ist dieser Agent leider noch nicht ermittelt. Solche Subjekte, die noch schlimmer sind, als die Sklavenhändler, verdienen die allerstrengste Bestrafung.

B. Die „Buddel“ ist in Berlin bekanntlich schon chronisch geworden, ja wir würden uns vielleicht wundern, wenn unpföhllich einmal in allen Straßen Kub“ wäre. Am brillantesten hat sich das Probiren mit den verschiedensten Pflasterarten entschieden auf dem Opernplatz bewährt, denn dort ist jetzt das Asphaltieren so ziemlich in Permanenz erklärt. Am Opernplatz mußte bekanntlich die Holzpflasterung wegen des Schwamms aufgerissen werden und es wird nunmehr mit Asphalt belegt. Da die Betonpflasterung unter der Fementlage nicht mehr haltbar ist für Asphalt, so muß dieselbe fortgenommen und eine neue Schicht gelegt werden. Hierdurch werden die Arbeiter sehr erschwert. Aber geräuschloses Pflaster müßen wir haben!

Das neu projektirte Asyl für Obdachlose, für welches nunmehr definitiv als Bauplatz das Terrain zwischen der Prenzlauer Allee und der Danzigerstraße, das der Stadtgemeinde gehört, in Aussicht genommen ist, erfreut sich keineswegs der Sympathien der dortigen Abwajenten; dieselben wollen sich vielmehr petitionirt an die städtischen Behörden wenden, um einen anderen Bauplatz für dieses Institut festzustellen. In der betreffenden Petition, die gegenwärtig unter den dort benachbarten Eigenthümern zirkulirt, wird ausgeführt, daß ein auf dem in Aussicht genommenen Terrain errichtetes Asyl auf lange Zeit hinaus eine Plage für alle Umwohner werden würde. Esfahrungsgemäß verfahren in dem Asyl Leute, die jede Gelegenheit zu Diebstählen und ähnlichen Vergehen benutzen; für die vereinzelt gehöft des dortigen Stadttheiles sei ein solches Publikum aber ganz gefährlich, da der erforderliche polizeiliche Schutz, um solchen Ausschreitungen vorzubeugen, voraussichtlich nicht in dem nöthigen Umfange werde gewährt werden können. Außerdem erschwere die allzuweite Entfernung des Asyls vom Centrum der Stadt die Benutzung durch wirklich bedürftige und noch nicht ganz heruntergekommene Personen im hohen Maße. (Das in Aussicht genommene Terrain liegt unweit des Bahnhofes Weißenseer am Nordringe der Verbindungsbahn).

Die Gerichtsferien haben begonnen. Sie bedeuten indes durchaus nicht das Schließen der Thüren der Gerichtshallen. Auf diejenigen Rechtsachen, welche ihrer ganzen Natur nach eine schleunige Erledigung erheischen, sind sie vielmehr ohne Einfluß. Da zu den sogenannten „Feriensachen“, zu deren Erledigung bei den hiesigen Landgerichten besondere Ferientakmen gebildet worden sind, u. A. auch das gesammte Exekutions- und Konkursverfahren, ferner alle Strafsachen, sowie Wechsel- und Arrestsachen gehören, so bleibt, namentlich hier in Berlin, auch während der Ferien ein ganz bedeutender Geschäftskreis erhalten. In allen anderen, nicht zu den Feriensachen gehörenden Rechtsfreigleiten werden während der Ferien weder Termine abgehalten, noch Entscheidungen erlassen; im Uebrigen ruht aber auch hier der Prozeßbetrieb keineswegs und es werden sonstige richterliche Verfügungen, z. B. die Anberaumung von Terminen nach den Ferien und die sich hieran anschließenden Ladungen und Zustellungen durch den Lauf der Gerichtsferien nicht berührt. Die Zahl der „amtlichen“ Personen, die an dem Beginn der Gerichtsferien ein hervorragendes Interesse haben, ist hier in Berlin natürlich nicht gering, denn hier funktionieren außer den Präsidenten der betreffenden Gerichte zur Zeit 9 Kammergerichtsenatspräsidenten, 50 Kammergerichtsräthe, 23 Landgerichtsdirektoren, 66 Landgerichtsräthe, 19 Landrichter, 77 Amtsgerichtsräthe, 31 Amtsrichter, 56 Handelsrichter, 23 Staatsanwälte, ein ganzes Heer von Assessoren und Referendarien, 239 Rechtsanwälte, 9 Staatsanwälte, ca. 350 Bureaubeamte und Kanjlisten und dann die lange Reihe der Gerichtsvollzieher, Dolmetscher, Sachverständigen und Taxatoren, deren Thätigkeit von derjenigen der Gerichte abhängig ist. Daß sie Alle eine Zeit der Sammlung und Erfrischung nöthig haben, lehrt ein Blick auf das Arbeitspensum, welches in Berlin die Gerichte Jahr aus Jahr ein zu bewältigen haben. Beim Amtsgericht schweben jetzt jährlich 100 000 mündliche Verhandlungen, darunter etwa 50 000 kontraktatorische, ferner ca. 60 000 Vormundschafssachen, 20 000 Grundbuchsachen, 16 000 Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, dazu treten 56 000 Hauptverhandlungen in Strafsachen und 10 000 einzelne richterliche Handlungen, während die Landgerichte jährlich etwa 8300 Sachen des bürgerlichen Streitens, ca. 8000 Handelsachen, eine Fülle von Beschwerden in Zivilsachen und endlich ca. 5300 Hauptverhandlungen in Strafsachen erledigen müssen.

N. Zur Freude der Berliner Straßensjugend lassen sich seit einigen Tagen in den Straßen Berlins Anbänger des Extremes der sogenannten Professor Bögerischen Normal-Bekleidung sehen. Das Kostüm besteht in einem graugelben Trikot beim Kleid, ähnlich wie es Gymnastiker tragen, welches sein Ende in Tuschschublen findet. Ein gleichfarbiger Rock von Trikotstoff mit sehr falligem Schoß und grünem Kragen und ein grüner Gürtel vervollständigen den Anzug. Daß derselbe nicht leicht Mode werden wird, dafür dürften die Berliner Straßensjugend sorgen, welche die Träger dieses Kostüms laut jubelnd umschwärmen und mit Wigen verfolgen.

Guten Appetit! wünscht das D. T. den Betheiligten zum Genuße — von Hundefleisch. Das konservativ-antisemi-

tische Organ schreibt hierüber: „Eine kürzlich von hiesigen Zeitungen gebrachte Nachricht über eine Hundeschlächterei in Niddorf hat polizeiliche Nachforschungen zur Folge gehabt, wodurch die Wichtigkeit der Thatsache festgestellt worden ist. Der vorhandene Vorrath von Hundefleisch ist indessen von guter Beschaffenheit befunden worden, so daß gegen den Handel mit solchem Fleisch nichts hat geschehen können (!), da es nicht unterlag werden kann, Hunde- oder Pferdefleisch zu essen. (1) Dafür, daß auch Fleisch von rüudigen und mit anderen Krankheiten behafteten Hunden verkauft worden sei, ist kein Anhalt gefunden, im Uebrigen aber die Schlächtereien unter polizeiliche Kontrolle gestellt worden, so daß in Zukunft nur Fleisch von gesunden Hunden verkauft werden kann. — Also nur den frommen Wunsch „guten Appetit!“ hat dieses Blatt der Berliner Jungerpartei für die betriübende Thatsache, daß der „Bruder Arbeiter“, mit dem ja auch unter Umständen so widerwärtig lolettirt wird, mit elchhaften Nahrungsmitteln vorlieb nehmen muß. Wenn die Wahlen kommen, kann es ihm ja zu dem Hundefleisch „Freibier“ anbieten, hoffentlich halten das verschiedene gräßliche und her-gogliche Klassen noch aus.

Insolge der jetzigen täglichen Hitze tritt nicht selten der Fall ein, daß Wagenführer auf dem Boek während der Fahrt einschlafen und die Pferde sich so gleichsam ohne Führer befinden. Welchen Gefahren hierdurch Kinder und selbst erwachsene Personen ausgesetzt werden, bewies gestern Nachmittag ein Vorgang, der leicht hätte ernste Folgen annehmen können. Der Kutscher eines mit Fingelsteinen beladenen Wagens, der die Brenzlauerstraße entlang fuhr, war insolge der drückenden Hitze auf seinem Boek eingeschlafen, während die Pferde den Wagen ruhig weiterzogen. Bei der Hirtenstrasse bekam der Wagen plötzlich durch einen im Wege liegenden Stein einen Ruck, die Pferde sprangen zur Seite und waren bereits im Begriff, über die Rinneinbohlen auf das Trottoir zu gehen, woselbst mehrere Frauen mit ihren Kindern sich befanden, als ein Soldat noch rechtzeitig den Pferden in die Bügel fiel und das Fuhrwerk auf die Straße lenkte. Der Kutscher entschuldigte sich damit, daß er bereits seit der frühesten Morgenstunde auf den Beinen und wider Willen insolge der schwülen Atmosphäre eingeschlafen sei.

Die Händler und Händlerinnen mit Blumen auf den Straßen verdienen insofern das Mitleid der besser situirten Klassen, als ihr Geschäft gegenwärtig mehr Schaden als Vortheil einbringt. Die Blumen, welche sie allmorgentlich frisch von den Gärtnern entnehmen müssen, trocknen trotz regelmäßigen Besprengens mit Wasser in wenigen Stunden zusammen und finden dann keine Abnehmer mehr, deren Zahl gegenwärtig überhaupt sehr gering ist. Viele dieser armen Händlerinnen sind geradezu der Verzweiflung nahe.

Ein Haifischeffen ist gewiß das Neueste, was Berlin zu gewärtigen hat. Der als „ehemaliger Obermundloch des Fürsten von Saderabad in Indien“ bekannte Mr. Muleri Kana Sahib wird nämlich in allernächster Zeit in der Schloßbrauerei zu Schöneberg ein solches Essen arrangiren. Er hat mit der Brighton-Fisch-Kompanie einen Vertrag abgeschlossen, laut welchem sich die Kompanie verpflichtet, dem Mr. M. je nach Bedarf lebende Haifische, nicht unter 600 Pfd., bis Antwerpen zu liefern. Ein zum Transport des ersten Haifisches nach Berlin angefertigter Behälter ist bereits über Antwerpen nach Brighton abgegangen. Derselbe ist 24 Fuß lang und 5 Fuß breit und hoch. Um das Warmwerden des Seewassers zu verhindern, ist der Behälter doppelwandig, damit in dem hohlen Raume Eis gepackt werden kann. Nachdem der hier angelangte Haifisch ausgestellt worden, soll er in der gedachten Brauerei geschlachtet und am Spiege geröstet werden, wie dies bekanntlich im Jahre 1882 mit den Rostfischern in der „Neuen Welt“ der Fall war. Mr. Muleri beabsichtigt, nach Fertigstellung des Haifischbratens Probeportionen zu 40 Pf. an das Publikum zu verabfolgen.

Indianergesichten verfehlen auf ein jugendliches Gemüth doch selten ihre Wirkung. Der stolze Indianerhäuptling, der sich in Wirklichkeit ziemlich häufig als ein Herr re-präsentirt, dem „Feuerwasser“ über Alles geht, der Trapper, der den Büffel und den grauen Bären jagt, resp. sich von denselben jagen läßt, loden immer noch phantastische Knaben über das große Wasser. So erregte gestern Vormittag, gegen 8 Uhr, ein junger Bursche in dem Wartesaale der dritten Klasse der Hamburger Eisenbahn dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums, daß er zwei werthvolle Gewehre, ein doppelläufiges älterer Konstruktion und eine Martini-Scheibenschüßle bei sich führte. Da der Bursche kaum dem Knabenalter entwachsen zu sein schien, so erregte dessen Auftreten Verdacht, und er wurde von einem anwesenden Polizeibeamten zur Wache geführt, da er einen Waffen-Erlaubnischein nicht bei sich führte. Der Festgenommene gab an, der sechsjährige Forstpraktikant Fischer aus Nühren zu sein. Am 12. d. M. Abends war er aus seinem elterlichen Hause, nachdem er aus dem Geldschrank seines Vaters 400 Gulden an sich genommen und sich mit dem doppelläufigen Gewehre seines Vaters versehen hatte, entflohen, mit der Absicht, nach Amerika auszuwandern. In Berlin, wohin er getrieben gelangt war, kaufte er die Martini-Scheibenschüßle für 80 Mark und war heute Vormittag im Begriff, nach Hamburg zu fahren und von da nach Amerika überzusetzen. Von der unterschlagenen Summe sind noch 250 Gulden bei ihm vorgefunden worden. Fischer ist nach dem Untersuchungsgefängniß zu Noabit abgeliefert und sein Vater von der Verhaftung des Durchgängers benachrichtigt worden.

Der gestörte Nachtposten. Nacht war's, graue finstere Nacht, nur hin und wieder leuchteten fahle Blitze und trachend rollte der Donner. In der Nacht zum Montag war es. Eine Frau stand am Fenster in der zweiten Etage des Seitengebäudes in der Zimmerstraße und blickte sorglich hinaus in das Ungewitter. Blöthlich schrak sie zusammen und ein Schrei entfuhr ihren Lippen. In der Vorderwohnung des ersten Stockes hatte sie das Ausleuchten eines Lichtes entdeckt und dieses Licht war, wie das „D. T.“ erzählt, auch weiter sichtbar. Diese Wohnung gehörte aber der verwitweten Eigenthümerin des Hauses, und diese war, wie Jedermann im Hause bekannt, mit ihren Kindern vor einigen Tagen nach der Sommerwohnung gezogen und die Wohnung verlassen. Wer konnte also dort mit Licht hantiren? Natürlich nur Einbrecher! Das stand bei der Frau und deren Gemann unfehlbar fest und Angst ergriff sie ob der Nähe der entsetzlichen Verbrecher. Unter ihnen aber moht in der Barriere der Haushälter einer Weinhandlung und Wigenwirth des Hauses. Diesen alarmirten sie dadurch, daß sie eine Petroleumlampe in den Hof hinabwarfen. Entsetzt fuhr der Wigenwirth aus seiner Kammer und hörte die graue Mär von der Anwesenheit der Einbrecher im ersten Stock. Leise wird das ganze Haus alarmirt, von der nächsten Wache werden zwei Schutleute geholt und dann rückt die tapfere Schaar nach dem ersten Stock hinauf. Der Wigenwirth, eine Gängegestalt, hat sich mit einem furchtbaren Knüttel bewaffnet und deckt den Rückzug. Alles still da oben, wo die Einbrecher ihr schrecklich Werk verüben. Die Thür vorschriftsmäßig verschlossen. Man klopf. Man klingelt! Eine barische Stimme fragt, wer da sei? Im Namen des Gesetzes! heischt man Dehnung von dem Manne mit der barischen Stimme. Die Kiegel klirren. Kampfgerüst steht die Schaar im Korridor. Die Thür fliegt auf und in ihr erscheint — der Schwager der verzeihen Hauswirthin, den diese gebeten, in ihrer Abwesenheit in der Wohnung zu schlafen, damit diese sicher sei. Eine halbe Stunde später lag das Haus in der Zimmerstraße wieder in tiefem Frieden, nur aus einzelnen Betten hörte man unterdrücktes Lachen über den „Schwager als Einbrecher“, Lustspiel nach dem Leben in einem Akt.

Weihnacht kam heran und mit Jubel und Entzücken machte ich mich auf die Heimreise, um die Ferien im Elternhause zu verleben. Ich schweige von der Freude des Wiedersehens. Jeder, der nach längerer Abwesenheit in den traulichen Kreis der Seinen zurückkehrt, kann mir nachempfinden, was mich bewegte. Ich konnte mich nicht satt sehn an den lieben Gesichten der Eltern und an Ella, die so groß und schlank und so vollkommen „erwachsen“ war, daß ich armer Dadisch fast in scheinbarer Bewunderung zu ihr aufblickte. Ich lief durch alle Zimmer und Gänge, ich begrüßte die Leute auf dem Hofe und streichelte die Hunde, mich freuend, daß die treuen Geschöpfe mich wiedererkannten. Ich ging durch die Gewächshäuser und durch den Park und hinab zum Seeufer, ich gab mich nicht zufrieden, bis ich Alles gesehen hatte. Als ich am Nachmittage dieses ersten Tages daheim, von meiner langen Wanderung zurückkehrend, das Haus betrat, fand Papa in der Vorhalle mit einem alten Herrn, der sich eben verabschiedete. „Meine jüngste Tochter!“ sagte Papa und winkte mich heran, die ich mit einem scheuen Pensivonsknix vorüber wollte. Der alte Herr sprach ein paar freundliche Worte mit mir, dann huschte ich die Treppe hinauf; im Fortgehen hörte ich ihn noch zu Papa sagen: „Ich gratulire, Herr von Hnle, Ihre Tochter verspricht ja eine wahre Schönheit zu werden!“ Ich — eine Schönheit! Der Gedanke war war mit so überraschend, daß ich in meinem Zimmer angelangt, laut lachte. Wenn das Rathilde gehört hätte, — es war zu komisch! — Aber trotz alledem war doch das Nächste, was ich that, daß ich mich vor dem Spiegel einer Musterung unterzog. Schwarzes wüliges Haar, ein blaßes längliches Gesicht, stark gebogene Augenbrauen, große dunkle Augen, eine schmale Nase, ein kleiner Mund und ein paar Grübchen in den Backen; dazu ein magerer, ediger Körper und lange, schmale Hände und Füße. Ich fand mich durchaus nicht schön, seufzte zum Schluß meiner Betrachtung tief auf, dachte dann bei mir selbst: Welch ein schnurriger Kaug! womit ich der alten Herrn meinte — und begann fröhlich tanzend davon. Meine Heiterkeit verließ mich auch an den folgenden Tagen nicht, und ebenso erging es Ella, die, wie mir schien, an jedem Morgen vergnügter und hübscher ausah, je näher der heilige Abend heranrückte. In diesem Tage war sie von so ausgelassener Paune, daß ich sie immer mit großen Augen ansehen mußte, und am Abend schmückte sie sich, als ob sie gar nicht schön genug werden könne. „Du schmückst Dich ja wie — wie eine Braut“, sagte ich dann erstaunt zu ihr. — Sie wurde plötzlich dunkelroth, dann zog sie mich zu sich heran, umarmte und küßte mich leidenschaftlich und lehrte wieder zu ihrer Toilette zurück. — Ich lebe sie noch vor mir, wie ich sie an jenem Abend sah, in dem weichen duftigen Stoff mit den dunkelglühenden Rosen im Haar und auf dem Kleide. „Nimm Ella! wie bald welkten die Rosen, wie bald verblühte dein Glück!“ (Fortsetzung folgt.)

Ein betrübender Unglücksfall, durch welchen ein sechs-jähriger Knabe das Leben einbüßte, lag einer Anklage wegen Fahrlässiger Tödtung zu Grunde, die sich gegen den Kutscher Karl Gustav Engelmann richtete, und gestern vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts I zur Verhandlung gelangte.

Am Nachmittag des 30. März d. J. posirte der Angeklagte mit einem schwer beladenen Möbelwagen, von der Jannowitzbrücke kommend, die Brückenstraße. Der sechs-jährige Sohn des Schuhmachers Braun spielte auf dem Trottoir vor seiner elterlichen Wohnung mit Murmeln, von denen eine dabei über den Strafendam rollte. Der Knabe lief seinem Spielzeug nach, ohne dabei auf seine Umgebung Obacht zu geben, eben war er mit genauer Noth der Gefahr entronnen, unter einen vorüberfahrenden Pferdebahnwagen zu gerathen, als er sich auch unmittelbar vor den Pferden des Angeklagten befand.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Zum Bericht über die Künstler-Bewegung in der (gestrigen) Nr. 86 berichten wir einen in Zeile 17 von oben übersehenen Druckfehler (Auslassung eines Wortes) dahin, daß es heißen muß: ... die da ihr Prophet verkündete, der voll Siegeszuversicht den Strom seiner Beredsamkeit ergoß über die „Organisation“ u. s. w.

Zur Lohnbewegung der Bauanschläger ist bei der Streikkommission bis Dienstag Mittag die Meldung eingegangen, daß bis jetzt bei ca. 12 Meistern, welche den festgesetzten Lohn nicht bewilligen wollten, die Arbeit sofort eingestellt wurde. Zur richtigen Beurtheilung dieser Sachlage sei, wie uns erläuternd hinzugefügt wurde, festzuhalten, daß die beschlossene eventuelle Arbeitsniederlegung gemäß einem schon vor längerer Zeit gefaßten Generalversammlungs-Beschlusse nur auf neu zu beginnende Alfordarbeiten Bezug haben sollte, während noch nicht vollendete Alfordarbeiten erst zu beendigen sind, bevor die Niederlegung der Arbeit zu erfolgen hat.

Arbeitseinstellung. Die in Berlin für die Engros-Konfektionsgeschäfte in Steint arbeitenden Schneider haben die Arbeit eingestellt, weil es für die von den betreffenden Geschäften gebotenen Preise unmöglich ist, ein menschenwürdiges Dasein zu führen und die Mehrzahl der Arbeitgeber den von den Schneidern ausgearbeiteten Lohn nicht anerkennt.

Der Unterstützungsverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen zu Berlin veröffentlicht folgenden Ausruf: „An die Buchbinder und Album-Arbeiter Berlins! Kollegen! In Folge einer Intervention der Lohnkommission obigen Vereines in der Albumabtheilung von H. Löwenberg, Ritterstraße 25, sah sich, durch eine nicht zu verantwortende Stellungnahme des Fabrikanten veranlaßt, die unterzeichnete Lohnkommission gezwungen, die Verhängung des Strikes zu erklären. Wir fordern

Euch Kollegen daher alle auf, in beregter Fabrik nicht um Arbeit anzufragen, und ersuchen Euch zugleich, alle Arbeiterinnen gleicherweise zu ähnlichem Verhalten aufzufordern. Alle Auskünfte durch den Vorsitzenden. Berlin, den 13. Juli 1884. Die Lohnkommission. Im Auftrage: Der Vorsitzende: Friedrich Michelsen, Dresdenerstr. 26, IV, bei Brandt.

Zur Lohnbewegung der Albumarbeiter fand am Montag Abend eine sehr gut besuchte öffentliche Versammlung des Unterstützungsvereins der Buchbinder und Berufsgenossen im Louisenstädtischen Konzerthaus (Alte Jakobstr.) statt, in welcher Herr Michelsen als Vorsitzender der Lohnkommission über den Stand der Bewegung in der Albumbranche Bericht erstattete und die Versammlung darüber diskutierte. Als wesentlich haben wir daraus Folgendes hervor. Nachdem es der Lohnkommission bisher in mehreren hiesigen Geschäften der Branche so u. a. auch bei der ca. 40-50 Arbeitkräfte beschäftigenden Firma Krefe (Waldemarstraße) gelungen, auf dem Wege gütlichen Ausgleichs die parasitische Kolonnenarbeit und die ungebührliche Ausdehnung der Maschinenarbeit auf die Deckel- und Fertigmacherei abzustellen, stieß dieselbe unerwartete Weise bei der Firma A. Löwenberg (Ritterstraße) auf Widerstand, da der Fabrikant, wegen der ihm daraus erwachsenden Mehrkosten die besagten Missethäter nicht beseitigen will. Die Kommission sah sich daher gezwungen, die Verhängung des Strikes zu erklären, der am 14. d. M. in dieser Fabrik ausgebrochen ist. Die Gehilfenschaft ist deshalb aufgefordert worden, daselbst nicht um Arbeit anzufragen und alle Arbeiterinnen zu ähnlichem Verhalten zu veranlassen, mit dem Bemerkten, daß alle durch das Vorgehen der Lohnkommission arbeitslos werden oder die Arbeit niederlegenden weiblichen Arbeitskräfte von der Gehilfenschaft ausreichend unterstützt werden, bis dieselben wieder Beschäftigung gefunden und daß sich die betreffende Agitation gegen die Maschinenarbeit speziell nur auf die Deckel- und Fertigmacherei der besagten Branche erstreckt. Aus allen Darlegungen in der Versammlung ging hervor, daß die Bewegung in dieser Branche, welche voraussichtlich noch einige Wochen in Anspruch nehmen dürfte, von einem über Erwarten günstigen Erfolge begleitet war und kaum noch ernste Kämpfe erheischen dürfte. Am Donnerstag Abend findet wieder eine öffentliche Versammlung in demselben Lokal statt, da mit der Regelung der Arbeitsverhältnisse in einigen andern Fabriken ohne Aufschub vorgegangen werden muß. Als Akt inhumaner Behandlung eines Arbeiters wurde mit Recht die durch Verlesung eines Briefes mitgetheilte Thatsache gerügt, daß in einer bekannten hiesigen großen Albumfabrik ein dort bereits seit 4 Jahren thätiger Arbeiter entlassen wurde, weil er krank geworden war und 4 Wochen in einem hiesigen Spital hatte zubringen müssen.

Die Schiffbauer in Yarrow (England) striften am 10. d. gegen eine weitere Herabsetzung ihrer Löhne. In den Schiffbauhöfen in Sunderland haben die Kesselfabrikarbeiter aus ähnlicher Ursache einen Strike begonnen und die Arbeiter am Tyne drohen ebenfalls mit einer Arbeitseinstellung, wenn die angekündigte Lohnherabsetzung ausgeführt wird.

Der Verein zur Wahrung der materiellen Interessen der Drechsler und Berufsgenossen hielt am Montag Abend bei Leichter, Neue Grünstr. 32 seine regelmäßige Sitzung ab. Den wichtigsten Punkt der Tagesordnung bildete die Frage der Gründung einer Reise-Unterstützungs-lasse für wandernde Kollegen und sprach sich die Versammlung nach eingehenden Debatten für Gründung einer solchen Klasse aus, dem Vorstände überlassend, das Weitere zu veranlassen. Hieran schloß sich als weiterer wichtiger Punkt: Neuregelung des Arbeitsnachweises. Es wurde beschlossen, das Arbeitsnachweis-Bureau nach dem Restaurant Fischerstr. 24 zu verlegen und dem dortigen Wirthe die Geschäftsführung auf 3 Monate provisorisch zu übertragen. Am 20. Juli veranstaltet der Verein eine Herrenpartie nach dem Grunewald, Schlachtensee, Fischerhütte u. c. Sammelplatz: 6 Uhr Morgens, Potsdamer Bahnhof. Am 28. Juli findet in Keller's Döllinger das diesjährige große Sommerfest der Drechsler statt.

Eine Versammlung der Berliner Filiale der in Altona domicilirten Central-Kranken- und Sterbekasse der Maurer und Steinhauer Deutschlands, etwa 150 Teilnehmer zahlend, fand am Montag, Lohrbringerstr. 37 unter dem Vorsitze des Herrn Dietrich zu dem Zwecke statt, diejenigen Anträge auf Statutenänderungen, für welche die Delegirten der Berliner Filiale in der am 8. September in Altona abzuhaltenden Generalversammlung eintreten sollen, endgiltig festzustellen. Die mit der Vorberatung beauftragte Kommission legte der Versammlung etwa 20 Anträge zur Beschlußfassung vor. Die wichtigeren der angenommenen Anträge sind: den Centralort, der bis jetzt immer Altona gewesen, in jeder ordentlichen Generalversammlung auf zwei Jahre zu wählen; das Lebensalter, bis zu welchem der Eintritt in die Kasse gestattet sein soll, von 45 auf 50 Jahre zu erhöhen; die Bestimmung des Statuts, welcher zufolge der Uebertritt in eine höhere Klasse des Krankengeldes nach vollendetem 45. Lebensjahr unstatthaft ist, zu streichen; die Normalzeit, für welche ununterbrochen Krankengeld gezahlt wird, anstatt auf 40 auf 50 Wochen festzusetzen. Der Antrag der Kommission, daß die Wiederwahl der Vorstandsmitglieder nicht mehr sofort, sondern erst nach Verlauf von zwei Jahren zugelassen werden soll, rief eine sehr entschiedene Opposition hervor und wurde schließlich von der Versammlung mit großer Majorität abgelehnt.

Der Fachverein der Tischler hält am Mittwoch, den 16. d. Mts., Abends 8 1/2 Uhr, in Keller's Restaurant, Grüner Weg 29, eine Versammlung ab. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Lesser, cand. chem.; Aus der Chemie. Verschiedenes. Fragelasten. Aufnahme neuer Mitglieder. Die General-Versammlung des Louisenstädt. Bez. Ver. Vorwärts findet heute, Mittwoch, den 16. Juli, Abends präzis 8 1/2 Uhr, Wasserthorstr. 68, (Konrad's Salon) statt. Tagesordnung: 1. Aufnahme neuer Mitglieder. 2. Bericht des Vorstandes, Kassenbericht. 3. Vortrag des Stadtverordneten Herrn Frey Görl. 4. Diskussion. 5. Wahl eines ersten Vorsitzenden, ersten Schriftführers und eines Revisoren. 6. Verschiedenes und Fragelasten. Die wichtige und reichhaltige Tagesordnung erfordert ein recht zahlreiches und pünktliches Erscheinen.

Eine Versammlung des Fachvereins der Tischler findet Mittwoch, den 16. d. in Keller's Restaurant, Grüner Weg 29, Abends 8 1/2 Uhr statt. T. D.: Vortrag des Herrn Dr. Lesser: Aus der Chemie. Verschiedenes. Fragelasten. Gäste willkommen. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

Theater.

Mittwoch, den 16. Juli. Die Königl. Theater sind der Ferien wegen geschlossen. Deutsches Theater: Geschlossen. Neues Friedrich-Wilhelms-Theater: Boccaccio. Wallner-Theater: Hotel Blancmignon. Abend-Theater: Das Stiefkind des Proletariats. Belle-Alliance-Theater: Die Goldprobe. Waldhalla-Operetten-Theater: Nanon. Kaiserlich-Königliches Theater: 74. Overtur-Vorstellung: „Lucia von Lammermoor“, Oper in drei Akten von Donizetti.

Arbeitsmarkt.

Einige Neu- oder Vorgänger zum Zeitungstragen verlangt die Zeitungsredaktion in der Bernauerstraße 31. [415]

Große öffentliche Versammlung der Albumarbeiter

am Donnerstag, den 17. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstraße 37. Tagesordnung: Die Strikebewegung der Albumarbeiter und die Stellung der Fabrikanten zu derselben. Mehrere hervorragende Albumfabrikanten haben ihr Erscheinen bestimmt zugesagt. Das Erscheinen jedes Albumarbeiters ist Bedingung. Die Lohnkommission.

Die Nr. 6 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob“ ist erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“ zu haben. Abg. v. Kammg., Titel, Tricot, Tuch u. Wolle läuft und holt ab F. Cuedeno, Wienerstr. Nr. 40. [291]

Termiscates.

Einem Elephanten das Lesen beizubringen ist falls eine schwierige Aufgabe. Diefelbe ist trotzdem in schar Weise gelöst worden. Rajah heißt das fünfzehnjährige wissensdurstige Thier, dem man ein zwei Fuß langes, acht Zoll breites schwarzes Brett vor die Nase, richtig den Rücken, hielt, auf welches die Buchstaben niedergeschrieben worden sollten. Man hatte sich vorher des Umstandes innert, daß die Elephanten die Befehle ihrer Wärter Sinne nach richtig behalten und demgemäß auch das Lesen ausführen. Der Elephantensubjekt genoh dadurch den Buchstaben nicht erst mit dem ABC quälen zu brauchen, sondern durfte gleich ganze Worte lesen lernen, und zwar solche, die ihm geläufigen Befehle bedeuteten. Man schrieb mit bis sieben Zoll großen lateinischen Buchstaben auf die „Marsch“. Dann fuhr man mehrfach mit dem Fingerringen der Schrift nach, dabei stets das Wort „Marsch“ wiederholend; nach einigen Versuchen hatte Rajah begriffen. Die Worte folgten, kurz, Rajah erhielt mit der Zeit kein Kommando mehr, sondern nur noch ein geschriebenes, es wurde stets ohne Jögern befolgt. Rajah wendete sich der Hand, welche das Wort niederschrieb; der letzte Buchstabe zu Ende geführt war, wurde sein Kopf ausgeführt.

Auf den Hund zu kommen wird bald seine Bedeutung verloren haben, wenn die Finessen der Kultur noch vorsetzen werden. Die Modestadt Paris ist die Hauptstadt New-York überflügelt worden, denn letztere besitzt bereits eine - Modistin für Hunde. Die farbige Hunde-Schneiderin hat in einer der eleganten Straßen oberer Stadt ein höchst elegantes Etablissement, für das Tausende von Dollars Miete bezahlen muß. Vor der fahren die Hundebesitzerinnen, meist alte Schacheln, aber sehr reich, vor; ein Sakai in goldstrotzender Vorée öffnet die Thür und ein Empfangsalon ladet die Hunde und ihre Besitzerinnen zum behaglichen Ausruhen ein, bis die Reihe der ersten kommt. Dann wird wieder das Maß zu ihrem Maß, Bäckchen, Deckchen, Häubchen und Palettschen genommen, die aus kostbaren Stoffen hergestellte Toilette wird den Zeiten entsprechend geändert. Die Preise für diese ansehnliche variiren zwischen 5 und 50 Dollars. Es wird nicht allzulange dauern und wir werden bald, bei Sonntaglosen Charakter jeder Karrerei, ein Modejournal für Hunde haben.

Ein Unteroffizier vom Nachtposten erschossen. Rosen, 13. Juli, berichtet die „Post“: In der Nacht 12. d. M. zu heute unternahm es zwei Unteroffiziere hiesigen Garnison, den Nachtposten am Gismadthor, wo sie beim Passiren des letzteren nach ihren Urlaubsstarten fragte, thätlich anzugreifen. Dennoch gelang es dem einen Seitengewehr aufzuheben, in Folge dessen beide sich zueinander schickten. Der Posten rief ihnen dreimal nach, zu ziehen, aber gleichzeitig sein Gewehr und schoß, als sein Erfolglos blieb, nach den Flüchtlingen. Leider ging die trotz der Dunkelheit durch den Kopf des einen Unteroffiziers und hatte den sofortigen Tod desselben zur Folge. Die polizeiliche Untersuchung ist eingeleitet und dabei auch der Unteroffizier ermittelt worden. Der Nachtposten wird als durchaus ruhiger, besonnener und ordentlicher Mann, der dritten Dienstjahr steht, geschildert. Das Geset vom 20. 1837 über den Waffengebrauch des Militärs bestimmt, daß bei Mordversuchen das Militär berechtigt ist, von Waffe Gebrauch zu machen.

Eine Radikalkur gegen Wanzen, die auch richtig Tod sämmtlicher in den Betten befindlichen Wanzen zur Folge hatte, gebrauchte der in der Marktstraße 25 zu Hannover wohnende Gastwirth G. Derselbe hatte, um sich von den lästigen Störern der Nachtruhe zu befreien, ein eisernes Gefäß mit brennendem Schwefel zwischen die beiden in der Kammer stehenden Betten gestellt und sich, um dem abstoßenden Geruch zu entgehen, aus dem Hause entfernt. seiner Rückkunft fand er auch nicht eine einzige Wanze vor, doch auch - keine Betten, da dieselben beide, im Werthe von ca. 200 M., total verbrannt waren. Das Feuer hatte sich jedoch nur auf diese beiden Kubestätten beschränkt und war dann erloschen.

Der Duellsturz. Wieder eine recht niedliche und bauliche Duellgeschichte, berichtet man dem „Rad.“. Kommt jetzt aus Tageslicht durch zwei Korrespondenten der Prag erscheinenden Studentenzeitung „Deutsche Hochschule“ hiernach ist es Thatsache, daß allein am Tage des Stürzes festes unserer Universität zwischen den beiden Verbindungen „Vosgina“ und „Turnverein“ 29 Duellforderungen gestellt wurden. Es müssen demnach zwischen diesen ungenügsamen Rufensöhnen 29 verschiedene Duellereien ausgefochten werden, um die nach „akademischen“ Begriffen löcherte Ehre wieder zusammenzuflicken. Dazu kommt, zwischen denselben Vosginen und Mitgliedern der Verbindung „Allemania“ auch noch schwere Säbelmensuren, Pistolenduelle „hängen“, während diese beiden Korps sich gegenseitig in Verurtheilung zu haben scheinen. Wenn „Anaben“, denn anders kann man solche unerfahrenen Leute kaum nennen, doch nur bedenken möchten, welche schmerzliche Geld sie ihren Eltern gelöst haben, und wie dasselbe Geld nur unter den allergroßten Entbehrungen aufgebracht werden kann, dann würden sie sich wohl hüten, in dieser leichtfertigen Weise ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel zu setzen.

Neueste Nachrichten.

Paris, 15. Juli. Seit gestern Abend sind in Marburg 35 und in Toulon 13 Choleraodesfälle vorgekommen. Marseille, 14. Juli. Seit heute früh sind hier 29 Personen an der Cholera gestorben.

Briefkasten der Redaktion.

Nicolai, Bergstraße. Ihre Mittheilungen werden einmal bei passender Gelegenheit benutzt werden. Zwei Bettende 100. 1866 Major, jetzt General Kavallerie.

General-Versammlung der Böttchergesellen Berlins.

Mittwoch, den 16. Juli. Abends 8 Uhr, in Gellert's Salon, Lichtenbergerstraße 21. Tagesordnung: 1) Vierteljährliche Abrechnung; 2) Besprechung wegen der arbeitung der Statuten zur zukünftigen Detailarbeit; 3) Verschiedenes. Um zahlreichen Besuch bittet Der Vorstand.

Bezirksverein des werthh. Volkes im 29. 30. u. 31. Kommunalwahlbezirk

Mittwoch, 16. Juli, Abends 9 Uhr, bei Grenadierstraße 39. Tagesordnung: 1) Vortrag des Herrn Laske. 2) Verschiedenes.

Aus den Berichten der deutschen Fabrik-Inspektoren für das Jahr 1882.

Von Freiwald Thüringer.
(Neue Zeit.)

II.

Was für Familienmütter sollen aus den Frauen werden, über deren entsetzliche Beschäftigung die Berichte hundertfach erzählen? In Oberbayern müssen Mädchen in Glasbläsen und Ziegeleien bei 50 bis 60 Grad Reaumur natürlich so entblößt arbeiten, daß „die schädliche Grenze leicht überschritten wird“, und zwar mit Männern zusammen! In Hessen wird bittere Klage geführt „über die sichtbaren schädlichen Einflüsse des Zusammenarbeitens und täglichen Zusammenverkehrens der verschiedenen Geschlechter und Altersklassen, namentlich in Tabaks- und Zigarrenfabriken.“ Derselbe Nothstand ertönt aus Chemnitz, wo aber natürlich „die Väter oder Leiter dieser Fabriken den auf Trennung der Arbeiter nach Geschlecht hinzielenden Vorstellungen wenig zugänglich“ waren, obgleich dieselbe nach Ueberzeugung des Inspektors leicht und billig auszuführen wäre. Durch das gemeinsame Arbeiten beider Geschlechter auf heißen Zunderöfen in Posen, in glühenden Räumen der Glasbläsen und Dampfziegeleien in Mecklenburg-Schwerin entstehen „schwere Schäden für die Sittlichkeit.“ In letzterem Bezirk suchte der Fabrikbesitzer „sein Verfahren mit der Entschuldigung zu rechtfertigen, daß dasselbe in Fabriken benachbarter Provinzen von dem Aufsichtsbeamten nicht untersagt sei, und daß daher die Konkurrenz ihn zu einer gleichen Benutzung billiger Arbeitskraft nöthige.“ (1) Eine bezeichnende Illustration für das Verständnis unserer Fabrikanten für die freie Konkurrenz, vor allem aber für die erschreckende Ausdehnung eines sittlichen Uebels, das die künftigen Arbeiterfrauen schon als Mädchen demoralisirt, geistig und körperlich!

Sollte aber in den Kindern, die solche Mütter geboren, die unter solchen Familienverhältnissen aufwachsen, doch noch ein sühlich und körperlich guter Kern geblieben sein: die Noth zwingt die Eltern dazu, beizutragen, daß auch dieser Rest noch vernichtet werde. Ein egreifendes Bild hierzu liefert der Beamte für die Pfalz, nur daß er nicht einsieht, daß nicht freier Wille, sondern die Noth Eltern so handeln läßt. Er schreibt: „Leider aber stehen die Arbeiter selbst zu gleichgültig, ja vielleicht sogar ablehnend den doch hauptsächlich zu ihrem und ihrer Familie Ruh und Frommen gegebenen Vorschriften des Gesetzes gegenüber. Sie glauben in der Beschränkung und Regelung der Arbeitszeit ihrer Kinder unter 16 Jahren eine Beeinträchtigung ihrer eigenen materiellen Interessen zu sehen. Sie berücksichtigen nicht, daß die Kinder durch frühes Eintreten in Fabriken, wo dieselben vielfach durch schlechte Dünste, durch beständiges Einathmen von Staub aller Art, durch Arbeiten in meistens stehender, vielfach gebückter Stellung und dergleichen mehr, häufig den Keim zu späteren Krankheiten in sich aufnehmen, während ihres Wachstums körperliche Mißbildungen (Müßgratentumoren u.) erhalten oder sonstigen körperlichen Schäden erleiden. Eine spezielle Beeinträchtigung sehen dieselben schon darin, daß ihre eigenen Kinder, die mit ihnen vielfach zusammen verwendet werden und deren sie oft als Hilfsarbeiter sich bedienen, nicht so lange arbeiten dürfen, als ihre Eltern, besonders, wenn die letzteren im Affordlohn beschäftigt sind. Dies erregt bei den Betroffenen Unzufriedenheit, meistens nicht gegen den Arbeitgeber, sondern gegen die gesetzlichen Bestimmungen. Infolge dessen betrachten sie den künftigen Fabrikanten als denjenigen, der ihnen durch sein Einschreiten, auf das sich auch der Arbeitgeber den

Arbeiten gegenüber gewöhnlich beruft, Nachteile bereitet. Sie suchen deshalb auch die Anwesenheit ihrer jugendlichen Hilfsarbeiter, sowie das Alter derselben zu verheimlichen und ihre vielleicht dazu geneigten Arbeitgeber in dem Versuche der Gesetzesumgehung zu unterstützen.“

Wie fürchterlich muß der Druck des Glends sein, wenn er Eltern zwingt, gegen ihre Kinder so zu handeln! Und wie darf gegenüber solchem sonst kaum zu verstehenden Streben der erwachsenen Arbeiter, die jugendlichen zu verheimlichen, die offizielle Zusammenstellung behaupten, daß die in einem einzigen Jahre ungeheuer gewachsene Zahl der jugendlichen Arbeiter, 123 543 i. J. 1882 gegen 91 734 i. J. 1881, auf einer genaueren Ermittlung der Zahl, „und nicht auf einer entsprechenden Zunahme“ beruhe? Fehlt es doch z. B. im Neckarkreis „nicht an Angeboten solcher jugendlicher Arbeitskräfte, ja selbst nicht an dringendsten Gesuchen der Eltern in manchen dicht besiedelten ärmeren Bezirken um Beschäftigung für ihre Kinder,“ und werden doch in Widdau die jetzigen beschränkenden Bestimmungen „dadurch umgangen, daß Arbeiter der Fabrik, insofern möglich, im Hause verrichtet und Kinder, nachdem sie von der Fabrik zurückgeführt sind, noch bei der Hausindustrie bis spät in die Nacht beschäftigt werden“ — ein Umstand, der zusammen mit der „Ueberbürdung der Kinder bei der Hausindustrie“ dort die Klagen der Aerzte und Lehrer hervorgerufen hat und von neuem dringend dafür spricht, daß die Thätigkeit der Aufsichtsbeamten endlich auch auf die Hausindustrie ausgedehnt werde. Selbst die Kinder wissen übrigens, daß sie, gleichgültig wie alt und wider das Gesetz, ihren Eltern mithelfen müssen im Kampfe gegen den immer drohenden Hunger: der Beamte für Schwarzburg-Rudolstadt hat „in einzelnen Fällen eine gewisse Aengstlichkeit bei Beantwortung dahin zielender Fragen bemerkt, da die Kinder nach gemachten Erfahrungen befürchteten, wenn sie die Wahrheit sagen, entlassen zu werden!“ Ja, sogar zu Fälschungen treibt das Glend den Arbeiter. Vom Inspektor für Magdeburg ist „bemerkbar worden, daß Bücher älterer Geschwister, welche nicht mehr zur Fabrikarbeit gingen oder sich ein neues Buch durch angeblichen Verlust des alten verschafft, durch Radirungen von Namen und Geburtsdaten derart verändert waren, daß jüngere Geschwister von noch nicht 14 Jahren auf Grund derselben zur Fabrikarbeit zugelassen wurden. Einige Fälle sind zur gerichtlichen Verurteilung gelangt.“ Aber das Gesetz selber befördert ja solches Thun: es verbietet, bezuglich der Kinderarbeit nur in der Fabrik und hat nicht leben wollen, daß der Noth der Kleinen noch viel entschuldiger Opfer in den Reihen der Kleinen fordert. Denn wie anders, als wirkliche Opfer der Noth und des Glends kann man die Kinder nennen, die, wie der Beamte für Hesse nur nebenbei bemerkt, in der dortigen Hausindustrie Filetarbeiten schon vom fünften Jahre an, und das Benähen von Spigen mit Schmelzperlen schon, ehe sie nur die Schule besuchen, mitmachen müssen! Arme kleine Händchen und Augen! Indes will auch die Fabrik ihre Opfer, namentlich in den größten und dicht bevölkerten Industriezentren. Der Düsseldorf'sche Inspektor, der aufmerksamste und gewissenhafteste vielleicht, schreibt: „In einer Wollspinnerei wurden die jungen Leute 13 1/2 Stunden, in zwei Ringenspinnereien 14 Stunden (Kinder 11 bis 12 Stunden), in einer Wundpapierfabrik 12 1/2 Stunden, in Baumwollspinnereien bis zu 12 Stunden, in Webereien, einer Färberei, in Schloßereien, mechanischen Werkstätten und Maschinenfabriken bis zu 12 Stunden, in Färbereien, in Tapetenfabriken, in Windereien und Spulereien bis zu 11 Stunden, und in einer Wollspinnerei ein Kind 13 1/2 Stunden beschäftigt. Zuweilen fehlten die Vor- und Nachmittagspausen gänzlich oder sie waren auf ein geringes Maß (meistens 15 bis 20 Minuten) eingeschränkt, oder es wurde den jugendlichen Arbeitern während

der genügend oder ungenügend bemessenen Pause der Aufenthalt zwischen den laufenden Maschinen gestattet und ihre Kontrolle so nachlässig gehandhabt, daß sie thätlich unterworfen voll beschäftigt waren.“ So wüthet das Regime der „freien Erwerbsthätigkeit“ gegen die Gesundheit des jüngsten Arbeiterstammes, der später die „Stütze des Nationalwohlstandes“ werden soll!

Aber mehr noch! Der Inspektor für Oberbayern „sah Kinder unter 12 Jahren in einer Bänderholzhoblerei, in einer Schachtelfabrik, in einer Spulenfabrik und in zwei Bänderholzfabriken.“ In allen Fällen war man um Ausreden nicht verlegen.“ Man denke sich die unentwickelten Körper der Kleinen den Wirkungen des Phosphors ausgesetzt!“ „Als ungeeignete Beschäftigung,“ fährt derselbe Beamte fort, „möchte ich nur die Ziegeleiarbeiten in Ziegeleien bezeichnen. Diese Arbeit steht offenbar in keinem Verhältnis mit den schwachen Kräften der fast allenthalben hierzu verwendeten Kleinen Knaben und strengt dieselben oft derart an, daß sie erhitzt und leidend kaum im Stande scheinen, im gleichen Tempo länger fortzuarbeiten.“ — Dr. Eulenberg hält die Gesundheit dieser Knaben für entschieden gefährdet, und es deshalb für unstatthaft, Knaben unter 14 Jahren zu dieser Arbeit zuzulassen.“ Nachdem eine Ministerialentscheidung die gewerbegesetzlichen Bestimmungen über jugendliche Arbeiter auf diese Ziegeleien ausgedehnt hat, will nun der Beamte „den Vollzug mit besonderem Interesse überwachen, nachdem ihm durch die italienischen Affordarbeiter der Ziegeleien mitgeteilt worden ist, daß die Knaben nicht selten schon nach der ersten Kampagne der Schwindfucht verfallen.“ Die Zahl der Opfer entzieht sich leider unserer Kenntnis, weil die kranke Knaben (ausschließlich Italiener, aus der Provinz Udine) allmählich und unbemerkt vom Schauplatz verschwinden, um in ihrer Heimath nach kürzerem oder längerem Siechtum zugrunde zu gehen.“ Was aber dieses einzelnen ehrlichen Beamten Thätigkeit solchen grauenhaften Zuständen gegenüber vermag, darüber geben seine eigenen Worte Aufschluß: „Meine bisherigen Erfahrungen über den Vollzug der zu Gunsten der jugendlichen Arbeiter bestehenden Schutzgesetze lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß diese nur in einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Fabriken, unter welchen allerdings viele der bedeutendsten sind, eine feste freiwillige Beachtung und Befolgung, auch ohne amtliche Kontrolle, finden würden, und daß in dieser Hinsicht ein etwa nur alle 2 Jahre stattfindender Besuch mehr als genügend erscheine. Die Zahl dieser Fabriken dürfte 50 kaum überschreiten. In den übrigen 400 Fabriken, zu welchen leider noch ziemlich viele größere gezählt werden müssen, besteht entschieden die Nothwendigkeit dem mehr oder minder guten Willen der Arbeitgeber wie der Arbeiter durch entsprechender häufigere Besuche und Inspektionen nachzuhelfen. Es mag ein jährlich einmaliger Besuch in etwa 100 dieser Anlagen genügen, ein zweimaliger dürfte nothwendig sein in der doppelten Anzahl, und ein noch häufigerer in den übrigen.“

Und diese so äußerst nöthigen Besuche müssen jetzt eben wegen der Unmöglichkeit, bei der Größe des Bezirks herumzukommen, unterbleiben! Da wird es denn möglich, daß im Bezirk Aachen und Trier zwei jugendliche Arbeiter auf dem Ofen erstickten konnten, weil sie verunthätigt halbtodt und abgeradert auf demselben eingeschlafen waren. Die auri sacra

*) Nach Schluß des Aufsatzes erhalten wir Kenntniß von einer Vorlage der Reichsregierung, die jugendliche Arbeiter von der Bänderholzfabrikation fast ausschließt. So lange die „Sozialreform“ nicht darauf erstreckt wird, das Einkommen der Arbeiter zu heben, bedeutet ein solches Verbot natürlich nur größere Beschäftigungslosigkeit und folglich noch größeres Glend für einen Theil der Arbeiter. (?)

Drei Gesellen.

Eine ernste Erzählung von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Er lachte und sagte, es gäbe dort oben nicht viel zu sehen, und bequeme könne man sich auch überall umschauen, denn die Wälder seien bei ihren Gängen oder Lutscharten im Augenblick Gott weiß wo in Paris umher.

Ihr seid wohl der Nachfolger der Madame Godichon? Godichon? Habe den Namen nie gehört; das muß lange vor meiner Zeit gewesen sein, als die in meiner Loge saß.

Remy schwieg und stieg die steile Treppe hinan. Bald stand er in der Hauptstube, in dem „schiefen Salon“.

Welch ein Wiedersehen nach zwanzig Jahren! Kermlich, unheimlich dünkt ihm der Raum, düsterer und unwohnlicher denn früher; Remy meinte, es sei ein ganz anderer geworden. Doch wie läuschte er sich! Es war dieselbe ärmliche Stube wie früher, nur Remy war ein Anderer geworden.

In Palästen hatte er seit jener Zeit gelebt, und damals — das kleine Mansardenzimmer mit den Augen des zwanzigjährigen Jünglings angesehen, in dessen Herz die Hoffnung ihren Thron aufgeschlagen, die Alles verschönerte und verklärte, die milde Zauberin, die jedes Ungemach, jede Entbehrung ihn froh hatte ertragen lassen, es verstanden, eine elende Dachlampe in einen Palast zu verwandeln!

Und jetzt? — Die nackte Wirklichkeit starrte ihn an, wie er selbst, bar aller Hoffnung, mit gelähmten Seelenschwingen der nackten kalten Wirklichkeit verfallen war.

Vorbei — vorbei! Er hatte Mühe sich in den öden Räumen in die schönen goldenen Tage seiner Jugend zurückzufinden. Gewalt that er sich an, um den unheimlichen Eindruck zu überwinden, den der erste Anblick des Ortes auf ihn ausübte. Langsam aber wurde doch die Erinnerung lebendiger, und die Phantasie, die ihm früher so hold, ihn längst verlassen hatte, führte mitleidig Bilder der Vergangenheit vor seine Seele.

Er sah die Freunde, den treuen Gold, am letzten Abend um sich versammelt — dort hatten sie gesessen! — Nun hörte er ihre Reden, ihr lustiges Lachen — ihr Singen!

Wie war es noch? Was hatte Gold ihm gewünscht, wenn er Gold, ein eigen Haus sich erkungen?

„Er sei so glücklich immerdar,“ — er in der Mansarde war!“

Und jetzt, nach zwanzig Jahren? — Weder Gold, noch ein Haus, nichts nannte er sein eigen als einen todtschönen Körper, ein verlorenes Leben. Arm und elend war er unglücklich und lebensfahrig!

Und damals!!

Vorbei — vorbei! Es hielt ihn nicht länger an dem Orte, den Athem wollte er ihm nehmen. Dem Vortier, dem seine tiefe schilliche Erregung anfangs Staunen, dann Langeweile verursachte, legte er ein Geldstück in die Hand, dann eilte er aus der Stube, die

Treppe hinab und auf die Gasse, um in der Nacht und in dem Menschengewühl um ihn her seinem gefolterten, blutenden Herzen Luft zu machen.

Endlich wich seine heftige Erregung, eine stille, doch tiefe Wehmuth zurücklassend.

Und doch war der Becher noch nicht geleert, auch die Hefe, den Bodensatz mußte der Arme kosten.

Er fühlte das Bedürfnis, sich zu zerstreuen, sich zu erheitern, und einen Augenblick fragte er sich, ob er nicht eines der kleineren Theater, früher Lieblingsaufenthalte von ihm besuchen sollte.

Auf dem Boulevard war er angelangt. Er trat in eines der eleganten Cafés, ließ sich eine Tasse Kaffee und den Entzalt geben.

Auf dem weichen sammetnen Divoan saß er, umgeben vom größten, raffiniertesten Luxus — doch er erinnerte sich schon längst nicht mehr, daß eine demi-tasse in einem eleganten Etablissement zu seinen Lieblingsgenüssen gehört hatte.

Er studirte die Theater-Anzeigen.

Nur wenige Namen fand er, die ihm von früher bekannt waren, deren Träger er gerne gesehen hätte. Er forschte nach anderen Berühmtheiten von ehemals. Man konnte sie nicht — sie waren verschwollen.

Da fiel sein Auge auf die Anzeige der Komischen Oper. Man gab Boieldieu's „Weiße Dame“.

Dorthin will ich, mich an der schönen, sinnigen Musik erfreuen! rief er sich zu und erinnerte sich zugleich, daß er ein Billet für ein Fauteuil dieses Theaters in der Tasche hatte.

Er brach auf.

In kurzer Zeit war er im Vorhause der Komischen Oper angelangt und schritt nun die Stufen hinan, welche nach dem Korridor und dem Eingange zu den Stalles d'Orchestra führten.

Die Vorstellung hatte bereits begonnen und stille war es in den Gängen. Nur in der Gegend auf die er zuschritt, hörte er Stimmen.

Es war ein Herr, welcher zu einer der Logenschleierinnen sprach. Es schien ein Beamter des Theaters zu sein, denn seine Redeweise war befehlend, streng und hart.

Remy war näher gekommen und konnte seine letzten Worte hören.

Bis morgen, sprach der Mann, muß das Kleidungsstück wieder da sein; aus Mitleid mit Ihnen will ich so lange warten. Die Marke ist vorhanden und kein anderes Garderobestück, eine Verwechslung hat also nicht stattgefunden, und da der Fall sich bereits zum dritten Mal ereignet, so kann ich ihn nur als — Diebstahl bezeichnen. Bis morgen ist der Gegenstand wieder zur Stelle, sonst mache ich meine Anzeige bei der Polizei. Danach richten Sie sich, Madame — Morel.

Mit einer leichten Verbeugung ging der Beamte jetzt an Remy vorüber, welcher bei dem Namen, den er gehört, wie angewurzelt stehen geblieben war.

Die Logenschleierin kam nun geschäftig und als ob die inhaltschweren Worte sie durchaus nicht berührt, auf den fremden Herrn zu.

Schönheit zeigte, so erkannte er sie doch sofort wieder. Agapita! rief er unwillkürlich.

Die Frau stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Einen Augenblick starrte sie dem Fremden in das Gesicht, dann rief sie ihrerseits: „Remy!“ und eilte auf den wie gebannt dastehenden Remy zu, ihn bei der Hand nehmend und mit einer wahren Fluth von Worten überschüttend.

Du bist also wieder nach Paris gekommen, Cheri, und gewiß mit Säcken voll Gold! Das ist herrlich! Und nun kannst Du darauf rechnen, daß ich Dich nicht mehr verlassen werde. Du staunst wohl, mich hier als Duressie wiederzufinden? Aber was will man machen, wenn man Unglück hat! Auch ist es ja Dein Werk! Du wolltest mich ja an die Komische Oper bringen — haha! Es waren doch schöne Zeiten, und tausendmal habe ich bereut, nicht mit Dir gegangen zu sein nach — wie hieß doch das Reiz? — gleichviel! — Ich habe zwar noch viele — viele schöne Bekanntschaften gemacht, herrlich und in Freuden gelebt, doch es ging vorüber. Ja, hatte eben Unglück, nichts als Unglück! Doch Du wirst Alles wieder gut machen, hast hoffentlich viel Geld mitgebracht, und schon morgen will ich Deinethwegen meine miserabile Stelle hier aufgeben, wo man mich drückt und verleumdet, wie Du soeben gehört hast. Ach ja, Cheri, nichts als Verleumdungen und Unglück, unverschuldetes Unglück!

Remy hatte sich endlich ermannt. Ein Schauer, Entsetzen erfaßte ihn vor dem Weibe, dessen erste Schritte auf der Bahn er getheilt, die es bis hierher geführt, zur Diebin gemacht Ein Goldstück nahm er und drückte es ihr in die Hand; dann wendete er seine Schritte, um sich so rasch als möglich wieder zu entfernen.

Doch damit war Madame Morel nicht gebient. Das Goldstück verschwand schnell in der Tasche ihres Kleides, und an seinen Arm klammerte sie sich, ihn zurückzuhalten suchend, und dabei immer unerschämter zu ihm redend:

So entwischt Du mir nicht! Mit elenden zwanzig Francs ist mir nicht gedient! Du mußt mir mehr geben, wenn Du mich loswerden willst, sonst fasse ich Dich auf der Gasse, in Deinem Hause und schreie es aus, daß Du mich hergebracht hast! Du allein — ja, nur Du! Schuld an meinem Glend bist

Remy vermochte sich kaum noch aufrechtzuhalten, und ein Blick für ihn war es, daß er mit seiner Quälerin im Angesichte der Beamten der Kontrolle angekommen war. Hier wurde ihm Erlösung. Ein scharfes Wort eines der Herren und Madame Agapita lief von ihrem Opfer ab, noch ingrinnig ihm zustrebend, daß sie ihn schon zu finden wissen werde, und Remy eilte aus dem Hause, erst draußen versuchend, sich zu fassen, von dem furchtbaren, entsetzlichen Ausritt sich zu erholen.

Fort von hier, von Paris! sagte er sich endlich. In der Heimath allein wird mir Ruhe werden, nach der ich mich so unendlich sehne!

Und langsam, mit neuem Weh im Herzen, dessen ihm an diesem Tage so überreich geworden, lehrte der Arme in sein Hotel zurück.

fames" (der verwünschte Hunger nach Gold) der Unternehmer erlaubt den jugendlichen Arbeitern nicht einmal, die Fortbildungsschule zu besuchen, wie der Beamte für Bosen berichtet: „Junge Leute finden meistens als Abträger in Ziegeleien und in den Zuckersfabriken als Saftwörter Verwendung; ihre Zahl beträgt 750. Als Lehrlinge arbeiten sie nur in den Eisengießereien und Cigarren-Fabriken und bilden in den letzteren manchmal die Hälfte des Arbeiterpersonals. Noch zahlreicher sind sie in Schlosser- und Tischlerwerkstätten des Handwerks beschäftigt, in welchen ein Meister mit 10 und 12 Lehrlingen und nur 1 oder 2 Gesellen arbeitet und dieselben oft bis 9, auch 10 Uhr Abends beschäftigt, so daß zur Ausbildung in der Fortbildungsschule keine Zeit übrig bleibt. In ihrer Gleichgültigkeit und Abneigung gegen die Fortbildungsschule verweigerten einige Meister ihren lernbegierigen Lehrlingen sogar das nöthige Schreibmaterial, so daß sich die Schule seit dem 1. Oktober gezwungen sieht, sämtlichen Schülern nunmehr Papier, Hefte, Bleistift, Federn etc. gratis zu liefern.“ Solchen Thatfachen gegenüber klingt es recht erbaulich, wenn man die Arbeiter mit ihren Klagen darüber, daß sie nicht auslängen, auf ihre Noth und Unbildung verweist! Freilich, ein Fabrikbesitzer in Sachsen wußte das besser; als er darüber ertrappt worden war, daß er 9 Mädchen von 14-16 Jahren 11 1/2 Stunden beschäftigt hatte, leugnete er nicht, von den einschlägigen Gesetzesparagrafen Kenntnis zu haben, er halte aber diese Bestimmungen nicht im, sondern gegen das Interesse der Arbeiter gegeben und werde sie deshalb nicht befolgen.“ Genau so ist die Wirkung einer Ueberfischung durch den Inspektor in Baden, „meistens nur vorübergehend, und es steigt alsdann doch die Rücksicht auf den in der Verwendung der jugendlichen Arbeitskraft liegenden pekuniären Vortheil.“

Nein! Hier behält der Beamte für Brandenburg Recht, wenn er berichtet: „Um die sittliche Erziehung (der jugendlichen Arbeiter) kümmern sich die Lehrherren wenig mehr. Wie bedauerlich gerade letzteres sei und daß es nicht minder nachtheilige Folgen auf die gewerbliche Ausbildung der Lehrlinge habe, darüber sprach sich ein Glasbläsenbesitzer folgendermaßen zu mir aus:

„Die jetzige immer mehr überhand nehmende Verwilderung der jüngeren Arbeiter ist eine ganz natürliche Folge jenes Mangels an sittlicher Erziehung in den Fabriken. Die Glasbläsierei gehört glücklicherweise noch zu den bevorzugten Kunstgewerben, in denen eine gewisse Lehridisziplin sich aufrecht erhalten läßt (?); aber wo achte man denn in anderen Gewerben auf die Lehridisziplin? Und wo soll für die Familien- und Sittlichkeitsdisziplin ein Platz bleiben, wenn alle Angehörigen von der Noth in die entsetzliche Mitte der Fabrik für 11 bis 14 Stunden des Tages getrieben werden? setzen wir hinzu, jedem von uns, der noch offene Augen und Ohren für solche Zustände hat, wird überall dasselbe aufstoßen wie dem Beamten in Braunschweig - Küneburg, „wenn man Gelegenheit findet, die Leute nach Feierabend auf dem Heimwege zu beobachten. Gerade von den jüngeren Arbeiterinnen hört man oft Klagen, die zur Annahme ganz besonderer Entschuldigungsbedürfnisse“

Fassen wir alle Einzelheiten, aus deren liebevollem, freilich wenig beliebtem Studium sich erst ein wahres Bild gewinnen läßt, mit den treffenden Worten des Inspektors für Baden zusammen: „Das Familienleben der Arbeiter wird durch veränderte Verhältnisse ungünstig beeinflusst. Allgemein wird darüber festgestellt, daß die bei der Fabrikarbeit aufgewachsenen Arbeiterfrauen schlechte Hauswirthinnen seien. Daher rühre vielfach die ganz ungewöhnliche Ernährung, die selbst bei den bestehenden niedrigen Löhnen eine bessere sein könnte, und die mangelhafte Zubereitung der Speisen. Kommt dann noch eine schlechte Wohnung hinzu, in welcher auch ein bescheidenes Maß von Ordnung und Bequemen nicht gedeihen kann, dann ist Verunsicherung genug zu Unglück und Verzweiflung. Ist allen ihren tiefgreifenden Folgen vorhanden. Arzney auch die verheiratete Frau noch in der Fabrik, was häufig eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit ist, dann werden diese Mißstände gesteigert. Aber auch wo alle diese Verhältnisse günstiger liegen, wo die Frau beschäftigt ist, das Einkommen möglichst nutzbringend für die Familie zu verwenden, und wo die Wohnung eine einigermaßen geordnete und gesunde Existenz außerhalb der Arbeitszeit ermöglicht, kommt jeder Arbeiterfamilie, so lange noch keines der Kinder arbeitsfähig, eine sehr schlimme Zeit. Wenn dann der Verdienst des Mannes kein höherer als der gewöhnliche ist, oder über-

Bechstes Kapitel.

In der Heimath. — Nacht.

Herrlicher, rebenumrankter Rhein, du Stolz meiner Heimath, ich grüße dich!

Wie deine Wellen zwischen den grünen Bergen geheimnißvoll rauschen und murmeln, als ob sie deinem armen Sohne die Märchen deines Wunderlandes, die Sagen jener erbebenkränkten Mauertrümmer, welche sich in deinen Fluthen spielen, erzählen wollten! — Doch scheinen sie mir auch zu sagen, wie schön es dort unten ist in dem Reiche der Nixen in der Liebessee, der berückenden Loreley; wie ich dort unten ihren Armen wohl jetzt schon Ruhe finden könnte, die zu sehen ich in die Heimath gekommen. — Oaha, sie hat mich so längst gefangen, die schöne trügerische Fee, mit ihrem lockenden Singen! Ihr bin ich nachgefolgt — fast durch ganze Welt, und sie hat mich nicht aus ihren Armen gelassen — so lange ich sie mit meinem Herzblut nähren konnte — mich wohl hierhergezogen, damit ich ihr nun Alles — mein Leben und meine Seligkeit — zu eigen gebe! — Hinweg, gehst du! Du hast mich um mein Lebensglück gebracht. — O habe dich und folge deinen Lockungen nicht mehr.

Da ich meine Kraft, meine Jugend hatte, mit Wenigem glücklich sein konnte, da warst du deine Gaben, Glück und Ruhm, mit vollen Händen mir in den Schooß. Ich achte ihre Arme und theilte mit Neidern denn ich. Nun aber, nachdem mir für meine Liebe, meine Begeisterung für dich den Lebensadern gekürzt, wendest du mir den Rücken und entziehst auch die ärmlichste Gabe. — Fluch dir! — Ich möchte ein lange Jahre, um gleich dem treuen Eckart ein Warner sein vor deinen Versuchungen, deinem allzu gefährlichen, um fort und fort gegen dich und deine trügerischen Versuchungen zu predigen, die den Fittlerchleier und falschen Hymnen abzureißen, auf daß die sorglose Jugend dich in der wahren Gestalt zu schauen vermöge, du falsche Muse Gesanges, der Bühne! — Ich bin nicht der Erste, den du lockst, ihm Ruhm und Gold verheißest, um ihm Armuth und Noth zu geben. Nach Hunderten und Tausenden zählen deine Opfer! — Fluch dir!

Also sprach ein Mann, der, den Stab in der Hand, ein rasch reisefähiges an der Seite, an dem Ufer des Rheins rasch dahinwandelte.

Es war Remy.

In Dingen hatte er die Bahn verlassen, und zu Fuß ste er heimwärts zogen, zum letztenmal die Schönheiten des Rheinstromes auskosten. An beiden Ufern brauseten die dampfenden Dampfschiffe an ihm vorüber, auf den Fluthen schossen Dampfboote dahin, sich folgend, an einander vorbeizugleiten.

Doch Remy zog langsam die alte Strohe entlang. Nur ige Stunden des Tages wanderte er, dann machte er Rast, sich satt zu schauen und am andern Morgen weiter zu gehen, seinem Ziele zu. Doch auch dieser Genuß wurde ihm bitter, wenn er an seine ihm so trügerisch erscheinende Kunst abnt wurde.

haupt die sonstigen Verhältnisse günstiger liegen, glauben die meisten Familien sich am zweckmäßigsten dadurch über diese Zeit hinwegzuhelfen, wenn die Frau ebenfalls in der Fabrik arbeitet und die Kinder wenigstens in dem Alter, in welchem sie eine ständige Beschäftigung nöthig haben, in Kost gegeben werden. Sobald sie dann zur Arbeit herangezogen werden können, bleiben die Frauen aus der Fabrik weg.“

Wir kommen zum Schluß.

Keine der zahlreichen deutschen Revuen, Zeit- und Wochen-schriften „für das öffentliche Leben“ hält die fürchterlichen Thatfachen, die wir eben aus den schon seit einiger Zeit erschienenen Berichten der Fabrikinspektoren herausgeschält haben, für wichtig genug um ihre Leser „im öffentlichen Interesse“ damit zu beschäftigen. Dagegen hat eine Schaar von fast 100 „liberalen“ Reichstagsabgeordneten der Welt verkündet, daß sie sich vereint haben zu einer deutschen „freisinnigen“ Partei, in deren wirthschaftlichem Programm der Schutz der „freien Erwerbsthätigkeit“ steht — derselben, der die geschickten, unbedrohenden Zustände entworfen sind! Und die Regierung? Mit Kranken-laffen und Unfallversicherung will sie einen Splitter im sozialen Körper ausziehen, und sieht den Balken nicht: die Persprengung und Zerteilung der Familie des großen Volkes, der breiten Unterlage, auf der sie allein ruht und mit deren Schwinden sie selbst zusammen-sinken muß! Solcher Lage der Dinge gegenüber, über die keine Satire zu schreiben wirklich schwer ist, muß von den wenigen Stellen, von denen er ausgeht, desto lauter der Ruf erschallen: deutsches Volk, schaare dich um das Banner einer nur dann wahren sozialen Reform, wenn sie mit einer allgemeinen großen Aufbesserung des Looses deiner Arbeiter deinem eigenen, sonst drohenden Untergange wehren will!

Vermischtes.

Ein Fürst als Bagabund, Dieb und Betrüger. Der russische Fürst Crislow wurde vor Jahren wegen Bagabundage von seiner Heimathsgemeinde im Kaukasus zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt. Er entzog sich aber dieser Strafe durch die Flucht in's Ausland. Nachdem sich der edle Fürst einige Zeit in Deutschland und Oesterreich herumgetrieben und daselbst viele Schulden kontrahirt und Betrügereien verübt hatte, wandte er sich nach Frankreich, wo er gleichfalls von Betrügereien lebte. Das Pariser Gericht verurtheilte den Fürsten wegen Verbrechen des Betruges zu drei Monaten Kerker. Fürst Crislow entzog sich aber dieser Strafe, indem er sich wieder nach Deutschland flüchtete. Hier beschwindelte er mehrere Juweliere um hohe Summen und flüchtete sich, nachdem er im Berliner Gefängnisse zwei Jahre zugebracht, zurück nach Frankreich. Hier nahm er seinem Bedienten und seinem Portier hohe Kautionssummen ab und verschwand mit denselben, angeblich aus Furcht vor der — Cholera, nach Italien. Das Pariser Strafgericht verurtheilte ihn wegen Defraudation von fremden Geldern zu fünf Jahren Zuchthaus und zur Zahlung von 3000 Francs.

Für die Arbeiterkolonie Rüdlingen sind bis 25. Juni 147,825 M. 56 Pf. eingegangen, in dieser Summe sind die von der Provinzialhauptkasse eingegangenen 14 000 M. und außerdem an Mitgliederbeiträgen erhalten aus Schleswig 227 M., aus dem Kreise Süderdithmarschen 265 M. 30 Pf., aus dem Kreise Binnberg 493 M. 10 Pf., aus Lübeck vom Verein zur Befestigung der Hausbittlei 300 M., von dem Komitee in Hamburg 5000 M. Nach dem neuesten Bericht ist die Nachfrage um Aufnahme auch noch jetzt während der Heurthe recht bedeutend; von 349 Entlassenen erhielten durch Vermittelung der Kolonie 183 Stellung und mußten wegen Ueberfüllung der Anstalt nicht weniger als 1032 Ruckschende ab-gewiesen werden; zunächst wurden bei der Aufnahme berücksichtigt die Angehörigen unserer Provinz, sowie diejenigen Hamburg's und Lübeck's. — Man sieht, wie primitiv es noch mit den Arbeiterkolonien in Deutschland ausieht.

Ueber einen Hexenprozeß, welcher vor dem Schöffengericht zu Lübau im Königreich Sachsen verhandelt wurde, wird von dort folgendes berichtet: Dem Kleingärtner Johann August Kriegel in dem wendischen Dorfe Särka wollten die Rube nicht mehr den rechten Nutzen geben; er äußerte sich deshalb dem zu Rathe gezogenen thierärztlichen Gehilfen Drabant gegenüber, daß seinen Rüben von einer Heze „etwas angethan“ sein müsse, und als er in Begleitung des thierärztlichen Ge-

In der Gegend des Siebengebirges war es, da machte er eines Tages Halt an einem reizenden Punkte. Vor sich hatte er den herrlichen Strom, die sich übereinander thürmenden Berge, an deren Fuß sich hübsche Dörfer und Flecken, reiche und beschiedene Villen und Landhäuser schmeigten. Auch ihm zur Seite erhob sich auf mächtiger Höhe eine prächtige und große Villa, von herrlichen Anlagen und Gärten umgeben, von Weinbergen überlagert, wie er durch das weit offene Gitterthor hatte bemerken können, an dem er vorübergekommen. Die Umfassungsmauer des Landhofs trug an ihrem einen Ende einen geschmackvollen Pavillon; unter diesem, am Fuße der Mauer, war eine bequeme Steinbank angebracht für den Wanderer, welcher den Anblick der schönen, farbenkräftigen Landschaft länger und in Ruhe genießen wollte.

Hier hatte Remy sich niedergelassen. In der Ferne brauste ein Dampfgeschiff heran. An einer Landungsstelle, an der Remy vor etwa einer halben Stunde vorübergegangen, legte es an. Er hatte dort mehrere leere Equipagen bemerkt, welche auf Passagiere des Bootes harrten und nun rasch die Straße daherkamen, dicke Staubwolken aufwirbelnd. Auf ihn zu kamen die Wagen; er konnte ihre Insassen sehen. Es waren Herren und Damen, alt und jung, wie auch Kinder in verschiedenem Alter. Es mußten reiche Leute sein, das kündete ihr Neuzerres sowohl, als auch die Eleganz der Wagen und Geschirre. Immer näher kamen sie und bogen nun in das Gitterthor der Villa ein, bei der Remy weilte.

Es ist wohl der Besitzer des schönen Gutes mit seiner Familie oder mit Gästen, dachte Remy. Es müssen glückliche Leute sein!

Und von der Gegend wendete er den Blick ab und zur Erde; in tiefes, wehmüthiges Sinnen versel er. Da hörte er über sich reden.

Es waren die heimgeleiteten Herrschaften, welche, Alt und Jung in den Pavillon getreten und hier wohl einen Ambig nehmen wollten, wie das Klappern der Teller und Gläser deutlich verkündete. Lustig jubelten die Kinder über die schöne Aussicht, ruhiger sprachen die Stimmen der älteren Leute. Ein überaus banges Gefühl überkam Remy. Er wollte sich erheben und weiter wandern. Da schlug ein Name an sein Ohr, so bekannt, mit Nacht Erinnerungen in ihm weckend, daß er wieder auf seinen Sitz zurückfiel und gebannt, athemlos den Stimmen, den Reden über seinem Haupte horchte.

Immer mächtiger hob sich seine Brust; er glaubte die Stimmen erkannt zu haben.

Vor seinen Augen schwirrte es und mit den Händen mußte er sie bedecken.

Dann warf er sich von der Aufregung überwältigt und fast weinend den Namen „Friedel!“ rufend, mit dem Oberkörper auf die Steinbank nieder.

In diesem Augenblick beugte sich ein Kind, ein junges blühendes Mädchen, über die Brüstung des Pavillons und schaute auf die Strafe. Das Kind erblickte den auf die Steinbank hingefunkenen Mann und erschrocken, voll Mitleid, theilte es seine Bemerkungen den Eltern mit.

Zwei Herren sahen nun hinab auf den scheinbar Bewußtlosen. Sie verließen sofort die Gesellschaft, um rasche Hilfe zu bringen.

hilfen auf dem Wege nach dem Wirthshause einer gewissen Postad begegnete, stand es für ihn fest, daß diese die Heze sei. An den darauf folgenden Tagen hatte nun Kriegel nichts Wichtigeres zu thun, als die arme Postad im ganzen Dorfe als Heze zu verzeichnen. Dem unschuldigen Frauenzimmer wurde in Folge dessen seitens der abergläubischen Bevölkerung so arg zugelegt, daß es sich schließlich keinen anderen Rath wußte, als die Hilfe des Gerichtes in Anspruch zu nehmen. Letzteres verurtheilte Kriegel wegen Beleidigung zu 30 Mark Geldstrafe.

Ein österreichisches Provinzialblatt brachte kürzlich folgendes Inserat:

Eine Wittve, die noch im Besitze der vollständigen Garderobe ihres seligen Gatten ist, wäre geneigt, wenn sich ein passender Herr fände, wieder in den Ehestand zu treten.

In diesem zarten Anerbieten ist ausdrücklich von einem „passenden Herrn“ die Rede. Damit ist wohl ein Herr gemeint, dem die Garderobe des Seligen paßt.

Ein Augenarzt, welcher durch die schwindelhaften Anzeigen einer Salbe nicht in gutem Ruf bei seinen Berufsgenossen stand, rühmte sich der erreichten Erfolge. Ein Kollege sagte darauf: „Ich weiß, Ihre Salbe ist so, daß man die Augen mit nichts besser bestricht.“

Wölfe im Sommer. Daß in strengen Wintern aus Rußland die Wölfe über unsere östlichen Grenzen herüber kommen, ist wohl allgemein bekannt, ebenso wie das zeitweise Erscheinen dieser Raubthiere in Lothringen, wo sie aus den Ardennen kommen; aber daß der Wolf in deutschem Gebiet auch noch ständig, d. h. auch während des Sommers seinen Aufenthalt hat, dürfte noch Mancher nicht wissen. Dies ist aber im Regierungsbezirk Trier der Fall. So hat in vergangener Woche der Mühlenbesitzer Edert aus Knorrtschied eine starke Wölfin erlegt, wofür der Staat 36 Mark Schutzprämie bezahlte. Ferner wurde bei Losheim, einem Orte desselben Regierungsbezirks, ein Mäher am frühen Morgen von einem Wolfe attackirt, den Ersterer sich nur durch lautes Schreien vom Leibe halten konnte. Erst als noch einige Mäher hinzukamen und vereint mit ihren Sensen auf den dreisten Wegelagerer losgingen, gab Meister Hegrimm Ferkelgeld.

Ein Baier besteigt kürzlich in sehr wackeligem Zustande den Dampfer auf dem Starnberger See. Da er durch seine schwankenden Bewegungen allerlei zerbrechliche Gegenstände und auch Passagiere antempelte, rief ihm der ersürnte Kapitän zu: „Wollen Sie mal ruhig sein und sich niederlegen, sonst werf ich Sie in den See.“ Darauf der Baier: „Baldst mir das nochmal sagt, säuf i die ganze Lach'n aus, nachh kannst mit Deinem Schlitten auf'm Sand hamfahren.“

Heiraths-Kammer. Institut für Ehedermittelung in Deutschland, nennt sich das allerneueste auf den Geldbeutel der Deutschen spekulirende Unternehmen. In dem Birkular, welches ankündend an eine große Anzahl gut situirter Herren und Damen versandt worden ist und welches als Motto den Bibelvers trägt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, heißt es u. A.: „Das unter dem Titel „Heiraths-Kammer“ am 1. Juli 1884 begründete Institut bezweckt die Vermittelung von Bekanntschaften zwischen Personen verschiedenen Geschlechts behufs Verehelichung; es erstreckt seinen Wirkungskreis über ganz Deutschland und will eine innigere Vermischung der verschiedenen deutschen Stämme herbeiführen, ohne Rücksicht auf Stand, Vermögen und Alter und Glauben. . . . Für die Benutzung der Heiraths-Kammer haben in Berlin Wohnende 6 M., Auswärtige 9 M. zu zahlen. Führt die Bekanntschaft zur Ehe, so zahlen beide Theile folgende Belohnung an die Heiraths-Kammer: 1 pCt. des Jahres-Einkommen (bei 6000 M. also 60 M. jährlich), 1 pCt. des vorhandenen Vermögens (bei 60,000 M. also 600 M.), 1 pCt. der Zinsen des Vermögens 2400 M. Zinsen (also 24 M. jährlich), ferner 1 pCt. vom Vermögen, welches ihnen später etwa durch Erbschaft zufallen sollte (100,000 M. brächten noch 1000 M. extra), worüber ein Verpflichtungsschein zu unterzeichnen ist.“ Führt die Bekanntschaft nicht zur Ehe, so wird huldvollst gestattet, gegen nochmalige Entrichtung von 6 bezw. 9 M. ferner Mitglied der Heiraths-Kammer zu bleiben. Sehr originell ist folgender Passus: „Um diese Eventualität zu vermeiden, prüfe man ernstlich a. ob der andere Theil wirklich diejenigen Eigenschaften hat, welche Einem den dauernden Besitz derselben wünschenswerth machen; ergiebt es sich, daß dies nicht der Fall ist, so kann der Gegenstand ohne Kosten gewechselt werden.“

In wenigen Augenblicken standen sie an Remy's Seite. Es waren Männer von etwa vierzig Jahren. Der Eine zeigte ein schönes männliches Gesicht, von einem starken, doch wohlgepflegten Vollbart umrahmt, während das volle, etwas feiste Antlitz des Andern glatt rasirt war und so die Gutmüthigkeit und Zufriedenheit, die seinem, mit einer recht behäbigen Corpulenz ausgestatteten Inhaber innewohnen mochte, recht deutlich zur Schau trug.

Beide glaubten einen Ohnmächtigen vor sich zu haben und wollten ihm beistehen.

Doch nun hob Remy langsam den Kopf; er schien den Herren unbekannt zu sein, obgleich der Dicke immer erregter in das bleiche eingefallene Gesicht schaute.

Nun wendete Remy diesem den Blick zu.

Er sah ihn so froh und doch auch wieder so tief traurig an — seine Augen wurden naß — dann fixirte er zitternd die Hände nach ihm aus, und mit schwacher Stimme, fast zögernd rief er:

Friedel!

Der Dicke hatte ihn schon erkannt.

Remy schrieb er im gleichen Augenblick und zog den armen wiedergefundenen Freund an seine Brust, sein Gesicht mit Küffen und Freudenthränen, die seine ehrlichen Augen reichlich weinten, bededend und benegend.

Lange dauerte die Umarmung, denn Beider Herzen waren zu voll, und besonders Remy mußte sich durch Thränen Luft machen, bevor er zu reden vermochte.

Nun aber drängte sich der andere Herr hinzu, indem der Sänger sofort Gerhard wiedererkannte.

Doch auch die übrigen Glieder der Familie waren hinzugetreten, als sie die Umarmung Friedel's und des Fremden gesehen. Wie freuten sie sich, als sie durch die Jubelrufe Friedel's erfuhren, daß dieser seinen Jugendfreund Remy so unerwartet wiedergefunden! Wie herzlich wurde er von Allen willkommen geheißen!

Da war der alte Herr Ellen, nun ein Mann mit langen weißen Haaren, und seine Gattin Elisabeth, Madame Annette Grein, eine kleine runde Dame, fast so rund wie ihr Herr Gemahl, doch noch immer hübsch und besonders heiter wie in ihren früheren Jahren. Auch Madame Helene Ellen fehlte nicht, die eine schöne, statliche, wenn auch etwas ernste Frau geworden war; sie führte an der Hand zwei junge Mädchen, ihre Töchter. Die anderen Kinder der beiden Familien kamen ebenfalls herbeigekommen, Groß und Klein, und Alles drängte sich jubelnd um den Wiedergefundenen, den Freund des Vaters, der Familie, ihn in herzlichster Weise begrüßend.

Remy vermochte sich kaum zu fassen, doch fühlte er, wie ein neues Glück in sein armes todtkaltes Herz einzog und es neu belebte, und so viel es seine Kräfte nur erlaubten, zeigte er dies und gab seiner Freude darüber Ausdruck. Sein eigenes Schicksal schien er in diesem Augenblicke vergessen zu haben — doch die Freunde lasen es zu ihrem Schrecken, ihrer Trauer auf seinem bleichen eingefallenen Antlitz, und Blide wechselten sich mit einander, welche von ihrer Besorgniß sprachen, sich sagten, daß die schonendste, vorsichtigste Behandlung des Leidenden heiligste Pflicht sei.

(Schluß folgt.)